

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Die Schwägerinnen.

Zweiter Band.

Die Schwägerinnen.

Roman

von

Marie Sophie Schwartz.

Nach dem schwedischen Original-Manuscript
ins Deutsche übertragen und bearbeitet

von

J. N. Heynrichs.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.
[1869]





Erstes Capitel.

Brief Esthers an Nanny.

„Lybo im September.

Innig geliebte Nanny!

Du hast drei Wochen vergehen lassen, ehe Du mir Nachricht von Dir sandtest. Vielleicht meinst Du gar, ich habe diese Zeit benutzt, um mich mit dem Verluste, den ich durch Deine Abreise erlitten habe, zu versöhnen.

Wie schlecht kennst Du mich, wenn Du dergleichen voraussetzest.

Ich sollte mich mit dem Gedanken versöhnen, Dich nicht länger täglich bei mir zu sehen?

Warum sollte ich dies thun?

Um meiner Umgebung zu gefallen?

Unmöglich.

Ich will Niemand gefallen. Die ganze Welt ist mir gleichgültig. Ich liebe nur meinen Vater, Dich und Andreas.

Ja ich liebe ihn, und Du darfst mir deswegen nicht zürnen.

Du willst wissen, wie ich mich in diesen Wochen gegen meinen Mann betragen, ob ich das Versprechen gehalten habe, was ich Dir beim Scheiden gab.

Theure Nanny, ich habe versucht es zu halten, aber zum zweiten Male habe ich Dir ein Versprechen gebrochen.

In der ersten Woche nach Deiner Abreise war ich durchaus höflich gegen meinen Mann. Ich redete ihn an, wenn wir uns trafen, ich sang, wenn er mich darum ersuchte, und ich fragte beim Frühstück, ob ihm mehr Kaffee gefällig wäre. Ich bemühte mich, so entgegenkommend wie möglich zu sein; zärtlich und herzlich vermochte ich mich nicht zu stellen. Es verursachte mir schon Anstrengung genug, ihm stets Artigkeit zu erweisen. Gott weiß, ich würde es nicht ertragen haben, wenn nicht der Gedanke an Dich meinen Muth aufrecht erhalten hätte.

Nun aber kamen die Folgen meines höflichen Betragens, und diese waren recht bedauerlich.

Erik fing an, dieselbe Rolle zu spielen, die er gespielt hatte, als wir Verlobte waren. Er lobte meinen Gesang, küßte meine Hände und sagte, daß er mich liebe. Er ließ mir schöne Geschenke überreichen; ich erhielt Alles, was mich erfreuen konnte. Fortwährend tändelte er mit mir, was mir gründlich zuwider war; dann seine zur Schau getragene Herzlichkeit erinnerte nur zu sehr an die Rolle, die er damals spielte, als er um mich warb.

Ich wurde immer gereizter. Trotz des besten Willens konnte ich mich nicht enthalten, Worte auszusprechen, die gerade nicht sehr freundlich klangen.

Du weißt, wie gern ich Confect genieße. Mein Mann ist nicht ein einziges Mal in der Stadt gewesen, ohne mir davon mitzubringen. Als wir Brautleute waren, hatte er es eben so gemacht. Jedes Mal, wenn er mir eine Schachtel voll übergab, fühlte ich das Blut in meine Wangen schießen und Unwille erwachte in meiner Brust. Gleichwohl nahm ich seine Geschenke mit Dank entgegen. Einen einzigen Bissen davon zu essen, das vermochte ich nicht. Ich bewirthete die Kinder des Gärtners damit. Eines Tages kam er von der Stadt G. nach Hause, und brachte ein schönes Kästchen voll vorzüglicher Confitüren

mit. Er übergab es mir, küßte meine Hand und sah mir wieder mit jenem zärtlichen Ausdruck ins Auge, mit welchem er einst mein Herz gewonnen hatte. Dies verdroß und schmerzte mich zugleich.

Ich verabscheue alles Spiel, alle Falschheit und ich eilte fort, damit ich nicht in Versuchung käme, Worte zu sagen, die dem Versprechen widerstritten, welches ich Dir gegeben habe.

Auf dem Hofe liefen die Tauben umher, und sofort warf ich ihnen den schönen Confect zu. Als das Kästchen leer war, rief ich Gärtners Minna und schenkte ihr dasselbe. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich beobachtet wurde und gerieth in nicht geringe Bestürzung, als plötzlich Erik vor mir stand.

„Warum gabst Du das Kästchen fort und warfst seinen Inhalt den Tauben zu?" fragte er in großer Erregung.

„Weil ich es nicht selbst behalten wollte."

„Und der Grund?"

Einen zu erdichten, fiel mir nicht ein, sondern ich sagte ihm ehrlich, daß es mir zuwider sei, derartige Zärtlichkeitsbeweise von ihm zu empfangen. Sie erinnerten

mich in einer peinlichen Weise an die Zeit, wo er aus niedrigem Eigennutz eine seinem Herzen fremde Liebe erheuchelt hatte.

Sei nicht betrübt, wenn Du diese Zeilen liesest, theure Nanny; bedenke, daß Erik fragte, und ich Antwort geben mußte. Ich gab sie mit aller möglichen Ruhe. Der Gedanke an Dich hielt mich ab, bittere Worte hinzuzufügen. Ich sprach eine Wahrheit aus, das war Alles.

Lange Zeit stand er stumm. Endlich äußerte er ohne mich anzusehen:

„Es giebt also für mich kein Mittel, um unsere unnatürliche Stellung zu einander zu verändern."

Ich hätte zu gern gehofft, daß Du mir den Mangel an Liebe, der sich bei unserer Heirath in meiner Brust vorfand, verzeihen könntest, daß meine Zuneigung sich, genährt von Deiner Zärtlichkeit, weiter entwickeln und so zu inniger Liebe steigern würde. Diese Hoffnung scheint nicht in Erfüllung gehen zu sollen.

„Niemals," entgegnete ich.

Jetzt blickte er mich an.

Theuerste Nanny, ich fühlte Mitleid mit ihm, so traurig war sein Blick; aber diese Rührung war vorüber-

gehend. Ich wandte mich ab und bedachte, wie dieses Angesicht mich belogen hatte, wie diese Augen die Sprache der Liebe mir zugeflüstert, während das Herz kalt und fühllos war. Ich hegte die Ueberzeugung, daß er nur eine Rolle spielte und wollte auf meiner Hut sein.

„Du willst also nicht versuchen, Deinen Widerwillen gegen mich zu überwinden, Esther?" fragte er.

Ich wünsche, daß wir auch ferner zu einander stehen und so mit einander verkehren, wie es in den letzten zwei Jahren der Fall gewesen ist, war meine Antwort.

Ohne ein Wort hinzuzufügen, entfernte er sich.

Ich war weder mit mir selbst noch mit Erik zufrieden; aber ich vermochte nicht zu lügen und zu heucheln wie er gethan.

Weißt Du, theuerste Nanny, ich blieb lange sitzen, und grübelte. Es war mir unmöglich, meine Stellung als Eriks Gattin in dem Lichte zu betrachten, wie Du sie dargestellt hast. Ich werde nie einsehen, daß es meine Pflicht ist, einem Mannne, dem ich mißtraue, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen. Thäte ich das, dann wäre ich eben so falsch, wie er gegen mich gewesen

ist. Giebt es in der That eine Verpflichtung, durch welche wir gezwungen werden könnten, zu heucheln?

Ich glaube nicht.

Ueberdies dünkt es mir unmoralisch, daß Erik und ich vor der Welt als Ehegatten erscheinen, während wir es vor Gott und uns selbst nicht sind.

Ich werde ihm niemals vertrauen, in jedem Worte und jeder Miene nur Verstellung sehen. Auch glaube ich, daß er unter der Freundlichkeit, die er mir in der letzten Zeit erheuchelte, nur den geheimen Wunsch verbarg, den Vertrag aufgehoben zu sehen, welchen mein Vater in seiner Vorsicht meines Vermögens wegen abgeschlossen hat. Ein derartiger Argwohn verbittert mein Gemüth und als Erik sich von mir entfernte, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß er nur deshalb traurig erschien, weil dieser Versuch mißglückt war.

Nanny, es sind nun bald zwei Jahre her, daß ich mich verheirathet habe. Ich war erst 18 Jahr alt, ein Kind voll Vertrauen und ohne Lebenserfahrung. Jetzt komme ich mir selbst wie eine Greisin vor, die ihren Glauben an die Menschheit verloren hat. Mein Mißtrauen ist jetzt eben so groß wie früher meine Leicht-

gläubigkeit war und es scheint mir unmöglich, daß ich jemals den Worten meines Mannes Glauben schenken sollte. Um ihn nicht ferner zur Heuchelei zu zwingen, will ich versuchen, es so einzurichten, daß der Vertrag aufgehoben wird. Was kümmert mich dieses Geld, was kümmert mich dieses elende Gold, das mein Unglück verursacht hat; mag er es meinetwegen bekommen und die Frucht seines Betruges genießen, wenn er mir nur dagegen die Qual seiner erheuchelten Zärtlichkeit ersparte. Morgen fahre ich nach der Stadt und rede mit dem Rechtsanwalt und meinem Vater, damit sie den Vertrag aufheben, dann mag er mein Gold nehmen und sich im Besitze desselben glücklich fühlen.

Warum hast Du mich verlassen, Nanny? Nun habe ich Niemand, an den ich mich anschließen könnte, während mein Herz doch so sehr der Liebe bedarf. Jetzt giebt es Keinen hier, der dies abscheuliche Lybo erträglich machte.

Erik hat ein paar von meinen früheren Jugendbekannten hierher geladen, um mich zu zerstreuen, aber ich kann sie nicht ertragen und ich habe mir diese Heimsuchungen verbeten. Ich liebe die Einsamkeit, sie ist jetzt mein Glück.

Tante Manuella und Hilma G., ihre Nichte, kamen am Sonnabend zum Besuch, gleichzeitig erschien die Pastorin mit ihren Töchtern. Es war ein schrecklicher Tag. Sie kamen zu Mittag, wie sie behaupteten, auf Eriks Einladung, Die Pastorin blieb bis spät Abends; Tante und Hilma sind noch hier.

Die Pastorin guckte und guckte, erzählte die eine Lebensgeschichte nach der anderen und langweilte mich so fürchterlich, daß ich kaum die Forderungen der Höflichkeiten zu erfüllen vermochte. Sie versuchte mehrere Male, das Gespräch auf Dich und Papa zu bringen; aber ich schnitt die Versuche kurz ab, und sie wagte es nicht, dieselben zu erneuern.

Wenn man Jemand so liebt, wie ich Dich liebe, dann ist es schon unerträglich, von derartigen Personen den theuren Namen aussprechen zu hören.

Als die Pastorin einsah, daß sie ohne mein Mißbehagen zu erwecken, nicht von Dir sprechen durfte, wurde Eriks Stiefmutter Gegenstand ihrer Redewuth.

Ich war noch ein Kind, als sich mein verstorbener Schwiegervater mit Deiner Schwester Marianne verheirathete; ich wohnte damals auf Grytshammer, wo ich,

wie Du weißt, erzogen bin. Nach meiner Einsegnung kam ich nach der Stadt, und da war der alte Malmberg schon todt. Daher kann ich mich nicht erinnern, Deine Schwester gesehen zu haben, obwohl mein Vater und der alte Philipp Malmberg die besten Freunde waren. Alles, was ich von ihr hörte, beschränkte sich darauf, daß sie ungewöhnlich schön, munter und anmuthig sein sollte.

Auch die Pastorin verbreitete sich über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, beschrieb, wie verliebt mein Schwiegervater gewesen, und wie herrlich es damals auf Lybo zuging. Die Worte der Pastorin enthielten lauter Lobeserhebungen, und ist dies ein so unerhörtes Ereigniß, daß schon deswegen Marianne Malmberg eine außerordentliche Person gewesen sein muß.

Die Pastorin ließ merken, daß sich früher sehr sonderbare Ereignisse auf Lybo zugetragen haben, besonders in dem letzten Jahre, wo Du hier warst.

Mein Gemüth wurde durch ihre Reden beunruhigt, und ich ängstigte mich, so bald ich an meines Mannes Stiefmutter dachte. Vergeblich las ich die von ihr erhaltenen Briefe durch, die mich so entzückt hatten, als ich

sie empfing; sie waren nicht im Stande, mich zu beruhigen; die ganze Nacht träumte ich von Marianne Malmberg.

Tante Manuella und Hilma machten am nächsten Morgen einen Spaziergang mit mir und wiederum war Marianne vorzugsweise Gegenstand des Gesprächs.

„Sie ist die schönste Frau, die man sich denken kann," erklärte Tante Manuella feierlich „und von so ausgezeichnetem Character, daß keine Andere einen Vergleich mit ihr aushält. Sie ist fröhlich und lebhaft. Sie bezaubert alle Männer und Frauen, daß ihr stets gern der erste Platz in jeglicher Gesellschaft zuerkannt wird. Wenn Du ihr nur im Entferntesten ähnlich wärest, theure Esther, würde es mit Deiner Ehe anders aussehen, als es jetzt der Fall ist. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß Marianne's Stiefsöhne niemals durch Heirath glücklich werden können; immer müssen sie Vergleiche zwischen Marianne und ihren Hausfrauen anstellen und diese fallen stets zum Nachtheil der Letzteren aus."

In dieser Weise setzte Tante Manuella ihre Lobgesänge über die Abwesende fort und wenn sie schwieg löste Hilma sie ab.

Mein Gemüth wurde immer unruhiger. Vielleicht



war es Neid, was mich quälte. Marianne schien mir jetzt Diejenige zu sein, die durch ihre Vollkommenheiten es verschuldet, daß Erik mich nicht liebte; ich dachte mit Zagen daran, daß sie einmal hier auftreten und von Allen wie ein höheres Wesen gefeiert werden dürfte.

Meine theure Nanny! schreibe mir Etwas über Deine Schwester. Mir ist, seitdem man von ihr gesprochen, als wanderte ich in einem unerklärlichen Dunkel, das Etwas umhüllt, wonach ich vergebens suche. Was ist es, sage es mir, Du meine einzige Freundin, an die ich glaube, zu der ich vollkommenes Vertrauen habe.

Vertrauen! —

Habe ich es Dir immer bewiesen?

Theure, theure Nanny, ich bin nicht immer aufrichtig gewesen. Kannst Du, willst Du mir verzeihen?

Ich hoffte, sonst wäre ich unendlich zu bedauern. Laß mich beichten.

Mit welchen Eigenschaften mich die Natur begabt hat, weiß ich kaum, aber sie hat in meine Seele einen heftigen Drang, zu lieben und geliebt zu werden, hineingelegt.

Du hast von der langjährigen Zuneigung meines

Cousin Andreas zu mir gehört. — Als sie zuerst erwachte, war ich noch ein Kind, und später erfüllte Erik, schon lange, ehe er um mich freite, all mein Sinnen und Denken. An Andreas dachte ich nur, wenn er mich mit seiner Liebe quälte. Tausend Mal sagte ich ihm, daß ich nie einen Andern lieben würde als Erik; er behauptete dann, daß ich meine Liebe an einen Unwürdigen verschwendete. Eriks Zuneigung sei mit der seinigen nicht zu vergleichen. Ich lachte dazu. Es schien mir sehr kühn von dem armen Andreas, dergleichen auszusprechen.

Du kennst die Ereignisse an meinem Hochzeitstage und die Erklärungen, zu denen es zwischen mir und Erik kam. Andreas hatte also Recht gehabt.

Bald darauf hatte ich mit Andreas eine kurze Unterredung. Ich war tief betrübt; er schwur, daß Niemand auf der ganzen Welt mich gleich ihm lieben könnte.

In meiner ersten Liebe getäuscht, fand ich in dieser Versicherung einen süßen Trost. Sie rettete mich vor Verzweiflung. Später dachte ich oft an Andreas und als seine Mutter krank wurde, schrieb ich ihm.

Unser Briefwechsel hatte schon lange gedauert, ehe Du ihn entdecktest.

Ich fühlte mich glücklicher, vergaß mein Elend, wenn ich seine Briefe las; sie waren meine höchste Freunde.

Du nahmst mir das Versprechen ab, nicht mehr zu schreiben.

Theure Freundin, es zu halten, war unmöglich. Ich schrieb und erhielt Briefe.

Daß ich sonst hätte leben können, ist mir undenkbar.

Wem trete ich damit zu nahe?

Meinem Manne? Kann man wirklich verlangen, daß ich aufhören soll an die zu schreibeu, die mir theuer sind? Nicht gut. Ich erlaube ihm gern, zu correspondiren, mit wem er will, und ich vermuthe, daß er Verstand genug hat, um eben so liberal gegen mich zu sein, besonders da er nicht einmal danach gefragt hat, wer eigentlich an mich schreibt.

Soll ich eines leeren Vorurtheils wegen mich des einzigen Trostes berauben, den das Leben mir zu bieten vermag? Nein, das wäre zu viel gefordert.

Es ist für mich eine Nothwendigkeit zu wissen, daß ich geliebt werde und dieses Bedürfniß befriedigen die Briefe meines Cousins. Du liebst mich, aber nicht wie

Andreas. Ihm bin ich Alles. Nimm mir diese süße Gewißheit und ich ertrüge es nicht, länger zu sein.

Mein Herz schlägt unruhig, weil es fühlt, daß Du mit mir unzufrieden bist; aber ich mußte die Sprache ungeschminkter Wahrheit reden. Du darfst Deine Freundschaft mir nicht entziehen, Du kannst eine solche Grausamkeit nicht begehen und ich bitte Dich, verzeihe Deiner armen Esther, die sicher nie den Frieden und das Glück wieder finden wird, dessen sie sich vor ihrer Heirath erfreute."

Glaube nicht, daß Erik meine Aufrichtigkeit gegen ihn unglücklich gemacht hat! — Er scheint zufrieden und vergnügter zu sein, seitdem er sich nicht mehr theilnahmsvoll zu zeigen braucht.

Wir gehen ein Jeder seinen eigenen Weg, treffen uns bei den Mahlzeiten, sind höflich, wechseln einige gleichgültige Worte und damit ist es vorbei.

Erik ist immer guter Laune und wird wohl noch munterer werden, wenn der Vertrag aufgehoben worden ist. Er bekommt dann Geld zu neuen Unternehmungen, und soviel ich gehört habe, liegen die Verhältnisse jetzt so, daß er einer solchen Beihülfe wohl bedarf.

Zürne mir nicht Eriks wegen und auch nicht wegen des Briefwechsels mit Andreas. Der Erstere ist am glücklichsten, je weniger er an mich zu denken braucht, und des Letzteren ganzes Glück enthalten meine Briefe. Andreas bedarf meiner Aufmunterung, ich bedarf seiner Hingebung, wir sind einander unentbehrlich.

Schreibe unverzüglich.

Ich brenne vor Begierde von Dir einen längeren Brief zu erhalten, als der war, den Du mir von Kopenhagen sandtest. Ich adressire diesen, Deinem Wunsch gemäß nach Stockholm.

Denke daran, daß ich die Tage, bis ich von Dir einige Zeilen empfange, mit Ungeduld zähle.

Deine Esther.

P. S.

Mein Vater ist nur ein einziges Mal seit Deiner Abreise hier gewesen, aber ich habe mehrfach Tante Caroline besucht. Wie lieb mir Grytshammer jetzt ist, wo meine erste Kindheit so friedlich verfloß! Glücklich, wer dorthin zurückkehren könnte!"

* * *

„Wie nachdenklich Du beim Lesen dieses Briefes aussiehst, meine theure Nanny," äußerte Marianne Malmberg zu ihrer Schwester.

„Von wem ist der Brief?" fügte sie hinzu, indem sie eine bequemere Lage auf dem Sopha einzunehmen versuchte.

„Von Esther," lautete die Antwort. Nanny faltete den Brief zusammen und steckte ihn in ihre Tasche.

„Von meiner Schwiegertochter!" Marianne begann laut zu lachen. „Gestehe, das klingt komisch."

Nanny antwortete nicht, sondern blickte durch die Scheiben.

„Nun, was schreibt das theure Kind? Sie ist ja wohl schön und wie ich vermuthe, auch glücklich."

„Glaubst Du das?" Nanny blickte die Schwester fragend an.

„Weshalb nicht?" Marianne's hellstrahlende blaue Augen begegneten Nanny's. „Vielleicht bildest Du Dir ein, daß Erik noch immer Deinetwegen seufzt. Meine Schwester sollte bei der Klarheit ihres Kopfes dergleichen nicht voraussetzen." Marianne streckte mit einem unwiderstehlichen Lächeln ihre Hand aus und fuhr fort: „Komm

her, Frau Verstand, und sage weshalb Du mich so übellaunig ansiehst."

Nanny setzte sich neben die Schwester. Marianne zog sie mit sanfter Gewalt an sich:

„Was verstimmt Dich, bist Du mir böse?"

„Wollte Gott, ich könnte es sein; seit unserer Kindheit hast Du stets die gleiche Macht über mich gehabt, wie über alle Anderen. Daher muß ich Dich lieben, obwohl ich weder Deinen Charakter noch Deine Handlungen billige."

„Was mißbilligst Du eigentlich? Daß ich mich nach dem Verhältniß meines Stiefsohns zu seiner jungen Frau erkundige? Er verheirathete sich, ohne mich um seinen Rath zu fragen und ich kenne seine Gattin nicht. Ich bin neugierig, das ist alles. Er bekommt eine junge, reiche und schöne Frau, und ich nehme an, daß er glücklich ist; das findest Du so fürchterlich? Ah, ma chère, ich glaube, daß Du ihm sein Glück nicht gönnst und deßhalb zürnst Du mir."

„Laß uns von anderen Dingen reden," unterbrach sie Nanny.

„Meinetwegen recht gern," sagte ~~Nanny~~ Marianne. „Ich werde

meine Neugier wohl zügeln müssen, obwohl ich gern Einiges von dem jungen Ehepaare erfahren hätte. Erik ist von hochsinnigem Charakter und ich achte ihn wegen des Edelmuthes, den er gegen Dich und seinen Bruder bewiesen hat. Was Dich betrifft, so will ich nun wissen, ob Du in Deiner Halsstarrigkeit beharrst und anstatt mich zu begleiten noch immer zu Tante Gyllenspets gehen willst."

„Du solltest mich kennen und wissen, daß ich niemals von der Gnade Anderer leben werde, nicht einmal von der Gnade meiner Schwester."

„Du bist närrisch, Nanny," rief Marianne ungeduldig aus und schob sie von sich. „Daß Du nicht bei Erik bleiben wolltest, begreife ich wohl, obgleich ich noch immer nicht im Stande bin, Dein Zartgefühl vollkommen zu würdigen; aber weßhalb Du Dich weigerst, bei Deiner Schwester zu bleiben, das ist mir unverständlich. Ist da von Gnadenbrod zu reden, wenn eine Schwester mit der andern ihren Ueberfluß theilt? Wäre das Verhältniß umgekehrt, so würde ich mich wahrlich nicht geniren, mit Dir zu theilen, und es geht über meinen Verstand, weshalb Du anders denkst. Du fährst also mit mir nach Paris,

wo ich noch einen Winter zuzubringen denke, dann reisen wir im Sommer durch die Schweiz und kehren im Herbst nach Schweden zurück. Ich kaufe mir dann in unserer Heimath, dem schönen Blekinge, eine Besitzung; dort setzen wir uns zur Ruhe und leben ein idyllisches Leben. Im nächsten Sommer besuchen wir Lybo und amüsiren uns ganz kostbar. So, Nanny, ist die Sache abgemacht. Du erzürnst mich, falls Du meinen Wünschen noch länger widerstrebst. Du wirst einsehen, daß das Leben uns weit behaglicher werden muß, als es jetzt ist, wenn Du mich begleitest. Trotz all Deiner Eigenheiten habe ich Dich doch herzlich lieb."

„Besten Dank, Marianne," fiel Nanny ein und küßte der Schwester Stirn, „ich begleite Dich nicht. Ich habe versprochen, zu Tante Gyllenspets zu kommen und ich halte, was ich verspreche. Die alte Frau ist blind, und muß Gesellschaft haben. Es ist meine Pflicht, für sie zu sorgen, da sie für mich in meiner Kindheit gesorgt hat."

„Gesorgt!" rief Marianne laut lachend aus. „Du hast eine förmliche Leidenschaft, zum Märtyrer zu werden. Tante Gyllenspets nahm sich allerdings nach Vaters Tode Deiner an, aber Du kannst nicht vergessen haben,

wie sie Dich behandelt hat. Man hat das Himmelreich verdient, wenn man nur ein Mal mit ihr zusammen gelebt hat; aber man verwirkt es, wenn man einen zweiten Versuch macht. Freiheit und ein freudevolles angenehmes Leben wird Dir an meiner Seite geboten und Du ziehst es vor, Krankenwärterin der Frau Oberst Gyllenspets zu werden. Nanny, Du hast mich durch Deine Wahl tief verletzt. Ich glaube nicht an Deine Liebe."

Marianne stand auf und ging zum Fenster. Nanny blieb sitzen.

„Marianne, Du vergißt, daß die alte Frau blind geworden ist und meiner bedarf, daß Du dagegen gesund bist, und auch ohne mich glücklich und fröhlich leben kannst."

„Verschone mich mit derartigen Romanphrasen, an die ich nicht glaube," rief Marianne aus. „Du hast jetzt gewählt und wir wollen nicht länger darüber reden. Nachmittag besuchen wir die Oper, morgen sind wir zum Frühstück beim Consul und übermorgen reise ich. Eine ganze Woche bin ich hier in Stockholm geblieben, fortwährend hoffend, Dich zu überreden. Meine Hoffnung schlug fehl und ich verlasse diese langweilige Stadt, die

mich fortwährend an meines Vaters letzte Lebenstage erinnert. Es wäre viel klüger gewesen, ich hätte einen Besuch auf Lybo gemacht."

Marianne läutete; ein Aufwärter trat ein; Marianne bestellte einen Wagen, sie wollte im Thiergarten zu Mittag speisen.

„Du leistest mir doch Gesellschaft?" fragte Marianne, ohne sich zur Schwester umzuwenden.

„Gewiß thue ich dies," antwortete Nanny und ging zu ihr hin. „Zürnst Du mir?" fragte sie mit weicher Stimme.

„Wozu sollte das nützen?" entgegnete Marianne und lächelte, „Du liebst nun einmal das Bizarre und ich werde Dich niemals verstehen; zuweilen schmerzt es mich, daß Du so bist, aber was hilft es, darüber Worte zu machen, Du bleibst doch immer meine gute liebe Schwester. „Sie küßte Nanny's Stirn und fügte hinzu: „Jetzt gehe ich, um mich schön zu machen. Fast hätte ich vergessen, Dir zu sagen, daß uns Monsieur Brigno und unser Vetter, Hauptmann Rosenskjold, Gesellschaft leisten werden. Ich habe sie eingeladen."

Marianne ging in ihr Cabinet.

In Nanny's feinem und bleichem Angesicht lag eine gewisse Strenge, als sie murmelte:

„Warum liebe ich sie? Flüchtig, eitel, äußerlich versteht sie nur Eroberungen zu machen, nicht zu lieben. Nanny's Züge hellten sich auf, als sie hinzufügte: Aber trotz dieser Fehler ist sie gut und aufrichtig."

Auch Nanny ging, um sich anzukleiden. Seit dem Tode ihrer Tochter trug sie vorzugsweise schwarz. Aber man kann schwarz sehr verschieden tragen und Nanny verstand es, die einzelnen Theile ihres Anzuges so zu wählen und zu ordnen, daß das Ganze einen eben so harmonischen wie eleganten Eindruck hervorbrachte.

Marianne befand sich bereits im Salon, als Nanny eintrat. Ihre Toilette war wie ihre Schönheit, voller Pracht. Sie fand Vergnügen an farbigen Stoffen und an all diesen kleinen Luxusgegenständen, die ihre Schwester verschmähte. Mariane wollte gesehen werden, uud sie ließ ihre Kleidung und ihre Schönheit zusammenwirken, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Zweites Capitel.

Nanny an Esther.

„Mein süßes unverständiges Kind!

Obwohl kaum drei Jahre älter als Du, komme ich mir vor, als wäre ich drei Jahrzehnte älter und doch könnte ich niemals so eingefleischt mißtrauisch sein, wie Du es gegen Deinen Mann bist.

Deinen Mann! Armer Erik, auf welche Weise wird es gelingen, Dein häusliches Leben zu einem glücklichen zu machen.

Auf keine, da Du über Deine Halsstarrigkeit nichts vermagst.

Du beschuldigst ihn, daß er berechnend verfährt, wenn er sich freundlich gegen Dich zeigt.

Ungerechte Esther!

Erik wünscht gar nicht, daß der Vertrag aufgehoben

wird, sondern daß Du ihm mit Herzlichkeit entgegen kommst, damit Eure gegenwärtige Stellung das wird, was sie nicht ist, inniglich und freundschaftlich.

Freundschaft und Innerlichkeit zwischen Euch ist jedoch nicht nach Deinem Geschmack.

Magst Du es nun so haben, wie Du wünschest. Einst, Esther, werden Dir Deine Pflichten in einem andern Lichte erscheinen und dann — ist es vielleicht zu spät.

Danke Gott, daß Erik sich mit Eifer auf seine Geschäfte und auf die Eisenfabrikation geworfen hat; er hätte auch etwas Anderes ergreifen können, was für Euch Beide minder glückliche Folgen hätte. Ich wiederhole Dir, Erik Malmberg ist trotz seiner Fehler und Schwachheiten eine edle Natur, und Du solltest Dir Mühe geben, dies zu erkennen. Denke nicht unaufhörlich an seine Fehler, sondern beschäftige Dich im Gegentheil mit seinen guten Eigenschaften — halte Dich nicht stets für so tief verletzt, daß Du daraus ein Recht herleiten dürftest, ihn wieder zu verletzen.

Aber was schreibe ich nur? Worte, die verklingen werden, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen. Ich will deshalb zu Anderem übergehen.

Meine Schwester, Deines Mannes Stiefmutter beunruhigt Dich, weil Alle, mit Einschluß der Pastorin, sie loben.

So ist es; Du fürchtest sie, weil sie gelobt wird und die Andern fürchten mich, weil ich als ränkevoll und berechnend dargestellt werde.

Was soll ich Dir von meiner Schwester, der ich von Herzen zugethan bin, mittheilen?

Daß sie schön ist, obwohl einige Jahre älter als ich, daß sie fröhlich, lebhaft, unterhaltend und unwiderstehlich, daß sie gut und aufrichtig ist, das Alles haben Dir Andere schon gesagt. Ich kann daher in das allgemeine Urtheil nur einstimmen. Sie ist alles das, was man ihr nachrühmt, und diese Eigenschaften bewirken, daß Alle, Männer und Frauen, Gute und Böse, sie lieb gewinnen. Wo Marianne ist, da flieht die Langeweile; die Freude steht ihr stets zur Seite.

Ihr Mann liebte, bewunderte, verehrte sie als das höchste Gute in seinem Hause und in seinem Leben.

Ihre Stiefsöhne vergötterten sie und die Dienerschaft betrachtete sie wie einen Engel.

Das, mein Liebling, habe ich von Deines Mannes Stiefmutter zu erzählen.

Daß auf Lybo Dinge vorgegangen sind, welche nur die Mitglieder der Familie kennen, das ist wahr; aber so ist es überall in der Welt. Die angedeuteten Ereignisse haben mit der Gegenwart nichts gemein.

Nun komme ich zum Schlusse des Briefes, zu Deiner Beichte. Ich gestehe, daß sie mich tief betrübt hat und ich erkenne mit Schmerz meine Ohnmacht Dir gegenüber. Du hast Dein Versprechen gebrochen und den Briefwechsel mit Andreas fortgesetzt. Das war treulos gehandelt, Esther.

Deine Freundschaft für mich, Dein Glaube an die Richtigkeit meines Urtheils, das Alles scheint von untergeordnetem Werthe zu sein gegenüber Deinem Interesse für ihn, da sie Dich nicht vermochten, Handlungen zu unterlassen, welche Deine Vernunft und Dein Pflichtgefühl mißbilligen müssen. Ich beklage, daß es so ist; aber dies ist auch Alles, was ich thun kann. Ich hoffte, daß Deine Liebe zu mir Dich vor jedem groben Verstoß gegen Deine Pflicht abhalten würde, — ich habe mich getäuscht.

Sie hat zu Deinem und Erik's Glücke nichts beizutragen vermocht; ihr Rath ist also Null, ist Nichts.

Sie ist ein Spielzeug, mit dem Du Dich zerstreust, wenn Du Anderes entbehrst.

Darum ist es gut, daß wir getrennt sind.

Daß Du für meine Person Theilnahme empfindest, weiß ich, wenn Du mich auch nicht so liebst, wie ich hoffte; deshalb will ich Dir mittheilen, wie es mir geht.

Bei meiner Tante in Upsala angelangt, fand ich sie nicht nur körperlich, sondern auch geistig sehr ermüdet. Meine Pflege war dringend nothwendig für sie; sie hatte nur gemiethete Wärterinnen.

Ihr harter und herrschsüchtiger Sinn ist gebrochen und sie fühlt tiefer als irgend ein Anderer, daß sie ein hilfloses, von Andern abhängiges Wesen ist.

Ich bin erst dreiundzwanzig Jahre alt, und die Pflicht, die ich übernommen, ist recht schwer, aber ich hoffe, daß ihre Erfüllung mir Befriedigung gewähren wird. Seitdem Gott mir mein Kind genommen, habe ich Niemand, für den ich lebe; deshalb will ich meine Kräfte der armen lahmen und blinden Greisin weihen.

Mehrere Tage sind seit meiner Ankunft verflossen und haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß ich es nie bereuen werde, die Bitte meiner alten Tante erfüllt zu

haben. Meine Gegenwart ist hier von größerem Nutzen als auf Lybo.

Schreibe mir, sobald Dein Herz Dich dazu treibt und gedenke zuweilen der Rathschläge, die Dir Deine Freundin gab.

Nanny."

* * *

Gleichzeitig mit der Absendung dieses Briefes schickte Nanny an den Candidaten der Medicin Andreas Berg ein Billet folgenden Inhalts:

„Herr Candidat!

Im Fall es Ihre Zeit erlaubt, bitte ich Sie, mich Nachmittag fünf Uhr zu besuchen. Ich wohne bei meiner Tante, Frau Oberst Gyllenspets.

Mit Achtung

Nanny Malmberg."

Die Oberstin Gyllenspets hielt ihren Nachmittagsschlaf, als sich Candidat Berg bei Frau Hauptmann Malmberg melden ließ. Er wurde in ein kleines, nach dem Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts möblirtes Cabinet

geführt. Dicke, gelbe Seide bedeckte die weiß lackirten, mit vergoldeten Ornamenten gezierten Möbel.

In einem der großen Fauteuils saß Nanny. Sie sah gegenüber den hellgelben Tapeten wunderbar schön aus.

Andreas erblickte sie nicht zum ersten Male, aber er war sich dessen nicht bewußt; er konnte sich nicht erinnern, bei dem Feste auf Lybo, wo er mit ihr zusammengetroffen war, einen einzigen Blick auf sie geworfen zu haben. Er hatte nur für Esther Augen gehabt.

Als Nanny sich bei seinem Eintritt erhob, blieb der Candidat, durch ihre Erscheinung überrascht, still stehen.

Wenn man Andreas gefragt hätte, ob er Nanny schön fände, er würde bestimmt „Nein" geantwortet haben, und gleichwohl fühlte er sich geblendet. Er wurde sich über den Eindruck, den sie auf ihn machte, nicht klar, doch ahnte er, daß er ein Weib vor sich habe, welches er entweder hassen müsse, oder — lieben.

Auch Nanny heftete einen langen, forschenden Blick auf den Eintretenden.

Sie hatte früher einmal dieses Gesicht gesehen, aber bleich, verstört und verzerrt durch leidenschaftliche Gemüths-bewegungen. Er war ihr eher häßlich als schön erschienen

und Andreas' ganze Figur hatte mehr Knabenhaftes als Männliches gehabt. Zwei Jahre hatten sein Aeußeres fast zur Unkenntlichkeit verändert.

Die Züge des Gesichts waren bestimmt ausgeprägt. Bart bedeckte Kinn und Lippen, die Brust war hoch und breit. Die gewölbte Stirn war klar, der Gesichts-Ausdruck ruhig. Er bot eine schöne und stattliche Erscheinung dar.

Nach Verlauf einiger Secunden ging ihm Nanny ein paar Schritte entgegen und sagte mit einem verbindlichen Lächeln:

„Die Art, in der ich Sie, Herr Candidat, empfangen habe, erscheint Ihnen sicherlich sonderbar; aber ich mußte Ihnen in die Augen sehen, um zu erfahren, wie viel Sie von dem Charakter Ihrer Mutter besitzen. Ich hielt es für nothwendig, einen Blick in Ihre Seele zu werfen, ehe ich Sie willkommen hieß."

„Und ich," äußerte Andreas mit minder sicherem Tone, „wünschte mit dem Angesicht bekannt zu werden, das so liebevoll über meiner kranken Mutter gewacht hat. Ihnen, werthe Frau, verdanke ich es, daß meine Mutter mir und dem Leben erhalten blieb."



Andreas küßte ehrerbietig ihre kleine Hand.

„Hüten Sie sich, Herr Candidat, die Bekanntschaft einer Dame damit zu beginnen, daß Sie ihr danken. Sie endigen damit, dieselbe zu hassen."

„Ich fürchte beinahe, daß dies der Fall sein wird," entgegnete Andreas lachend. „Was Sie mir zu sagen haben, weiß ich nicht; aber als ich vor Ihnen stand, rief Etwas in meinem Innern mir zu, daß ich dahin gelangen würde, Sie als meines Glückes bitterste Feindin zu betrachten."

„Ich bin selbst davon überzeugt. Ehe Sie dieses Zimmer verlassen, werden Sie mich hassen." Nanny blickte auf die Uhr. „In einer Stunde bin ich wieder bei meiner Tante und Sie sind erbittert von hier fortgegangen. Ich habe Sie in der That hierher gebeten, um Ihnen Etwas zu rauben, das jetzt Ihre höchste Freude ausmacht."

Andreas' Angesicht nahm eine tiefere Färbung an; er lehnte sich schweigend gegen die Lehne des Stuhls, auf welchem er Platz genommen hatte. Nanny betrachtete ihn einen Augenblick und sagte dann ohne weitere Vorbereitung:

„Sie lieben Esther und wechseln Briefe mit ihr. Sie selber vergessen und bewegen auch sie, zu vergessen, daß dieser Briefwechsel die Rechte ihres Mannes verletzt. Sie müssen damit aufhören."

„Müssen? — Dieses Wort kenne ich nicht!" antwortete Andreas mit flammenden Augen. „Esther ist meine Cousine, und ich trete Niemandem zu nahe, wenn ich an sie schreibe!"

Nanny lächelte, ohne über die etwas kühne Erklärung zu zürnen.

„Sie wünschen also, daß ich glaube, Sie haben an Esther nur so geschrieben, wie Sie an Ihre Cousine wohl dürfen? Meinetwegen!" sagte Nanny. „Wir wollen dieses Thema bis auf Weiteres verlassen und von etwas Anderem reden. Haben Sie die Mythe von der verbotenen Frucht vergessen? Es liegt ein tiefsinniger Gedanke darin, der von jedem rechtlich Denkenden ernsthaft beherzigt werden sollte. Lassen Sie uns einen Augenblick dabei verweilen. Der Mensch war glücklich, schuldlos und gut, so lange er in Unkenntniß des Bösen lebte, aber bei der Erkenntniß desselben floh Unschuld, Glück und Freude. Er wurde aus dem Eden, wo er so reines Glück genossen,

verjagt und verdammt, friedlos und von seinen Leidenschaften getrieben, durch die Welt zu irren. Der Engel mit dem flammenden Schwerte bewacht des Paradieses Thor und ruft noch heute den Menschen zu, daß es Jedem, der von der verbotenen Frucht gekostet, verschlossen sei. Dieselbe Stimme regt sich in unserem eigenen Herzen, sobald wir von dem Verbotenen genießen. Friede und Zufriedenheit entfliehen unserer Brust; Gewissensqual und Reue erfüllen sie. Nun wohl, Herr Candidat, was verdient ein Mann, der ein Weib aus ihrem Paradiese der Unschuld und sittlichen Reinheit herauslockt und sie verleitet, Alles zu vergessen, was Ehre und Pflicht gebieten? Verdient der irgend welches Glück im Leben, verdient er, von seinen Mitmenschen geachtet, von seinen Angehörigen geliebt zu werden? Ich meine nicht! Hätte dieser Mann eine Mutter, dann müßte sie weinen, einen Sohn zu besitzen, der sich zum Knecht der Leidenschaft gemacht und einen anderen Menschen an den Rand des Abgrunds geführt hat. In allen Ländern, bei fast allen Nationen, wird der Mann, welcher eines Andern Gattin seiner Liebe versichert, als ein ehrloser Mann angesehen. Und man thut Recht darin, denn er hat die, welche er liebte, er-

niedrigt, und hat den, welcher ein Recht auf ihre Treue besaß, beschimpft. Sie, Herr Candidat, haben sich eines derartigen Betragens schuldig gemacht!"

„Ich!" rief Andreas und sprang auf, sein Antlitz glühte vor Zorn.

„Sie haben zu Esther von Liebe gesprochen, obgleich sie Malmberg's Gattin ist. Sie haben mit ihr Briefe gewechselt, ohne daß der Mann davon weiß; Sie haben schriftlich Ihre Gefühle in Worte gekleidet, die verletzend sind für den Gatten, welchem Esther freiwillig Liebe und Treue gelobt hat. Sie kann Ihre Briefe, wenn Malmberg es verlangte, nicht vorzeigen; Sie haben sie gezwungen, ihre Seele mit Lüge und Verstellung zu beflecken. Sie stehen im Begriff, Esther's sittliches Gefühl zu vernichten; Sie haben gehandelt, wie ein Mann es sich nie erlauben sollte."

„Sie gehen zu weit, werthe Frau, wenn Sie dem Briefwechsel zwischen Esther und mir ein solches Gepräge aufdrücken," rief Andreas aus, der seine Bewegung nicht hinreichend beherrschen konnte, um ruhig zu sprechen.

„Ich gebe ihm kein anderes Gepräge, als Sie ihm selbst verliehen haben," unterbrach ihn Nanny. „Was

würden Sie dazu sagen, wenn Erik Malmberg z. B. diesen Brief gefunden hätte.“ Nanny zog ein Billet hervor und zeigte es Andreas, indem sie hinzufügte:

„Ich habe es aus Esther's Schreibtisch genommen, ehe ich Lybo verließ, weil ich einsah, wie nothwendig es sein würde, diese Waffe Ihnen gegenüber zu besitzen, um Esther beschützen zu können.“

Andreas biß sich auf die Lippen.

Nanny fuhr fort:

„Was meinen Sie, daß Ihre Mutter sagen würde, wenn sie den Inhalt dieses Schreibens kennen lernte? Sie, welche jetzt so stolz auf ihren Sohn ist, würde über seine Thorheit erröthen müssen. Was glauben Sie, daß Esther's Mann thäte, im Falle ich ihm dieses Papier überlieferte? Er würde die Frau verstoßen, die ihre Selbstachtung so weit vergessen konnte, um dieses Schreiben zu lesen. Was soll endlich Esther's Vater sagen, wenn die Tochter von ihrem gekränkten Manne aus dem Hause getrieben würde? Eines kurzen Genusses wegen haben Sie Ihren eigenen und anderer Menschen Frieden auf das Spiel gesetzt. Ihrer Mutter haben Sie einen bitteren Gram bereitet. Esther haben Sie der Reue und der

Scham überliefert, ihren Mann und Vater unverdienter Erniedrigung preisgegeben. Wollen Sie noch behaupten, daß dies die Handlungsweise eines Ehrenmannes ist?"

Mit bleichem Angesicht hörte Andreas zu, was die strenge Richterin sagte. Er fuhr mit dem Taschentuche über die Stirn und äußerte mit einiger Anstrengung:

„Sie sind grausam, werthe Frau. Selbst jung, sollten Sie wissen, was ein heftiges Gefühl vermag und milder urtheilen."

„Die Milde wäre übel angewendet, wenn es das Wohl und Wehe so vieler Menschen gilt. Keine Rücksichten dürfen uns abhalten, unsere Pflicht zu thun. Ihre Pflicht, Herr Candidat, ist es, ferner nicht mehr an Esther zu schreiben."

„Ich kann nicht, werthe Frau," stammelte Andreas.

„Dann haben wir nichts weiter mit einander zu reden. Da Sie kein Mann sein wollen, weiß ich, wie ich zu handeln habe. Es thut mir leid, wenn ich gezwungen bin, Ihrer Mutter Kummer zu verursachen, aber es gilt, Esther zu retten, und es bleibt mir keine andere Wahl, als mich an Tante Caroline zu wenden."

„Was wollen Sie thun?" rief Andreas aus.

„Ihre Mutter davon benachrichtigen, wie schlecht Sie, ihr geliebter Sohn, die von ihr empfangenen Lehren aufgefaßt haben, ihr erzählen, daß Sie nicht im Stande sind, Ihre einfachsten Pflichten zu erfüllen, und ein unerlaubtes Verhältniß abzubrechen.

„Sie dürfen meine Mutter nicht in diese Angelegenheit hineinziehen," erklärte Andreas mit Erbitterung.

„Was sollte mich davon abhalten, da Sie sich weigern, dem Gewissen zu gehorchen. Mitleid mit Ihnen habe ich nicht; das Mitleid für Ihre Mutter muß unterdrückt werden. Besser, daß sie jetzt über den Fehler ihres Sohnes Thränen vergießt, als daß sie eines Tages über die Erniedrigung erröthen muß, welcher er Esther Preis gegeben hat. Ihre Mutter soll sich zwischen Sie und Esther stellen und verhindern, daß noch mehr Briefe, wie dieser hier, geschrieben werden. Nun, mein Herr, sind Sie in der That ein solcher Sclave Ihrer selbstsüchtigen Gefühle, daß Sie nicht vermögen, Ihrer Mutter würdig zu handeln?" Nanny blickte ihn an, als wolle sie in der Tiefe seiner Seele lesen. Sie fühlte, daß er das geforderte Versprechen geben würde, aber noch war offenbar der

innere Kampf nicht zu Ende geführt, noch war er nicht im Stande, das entscheidende Wort auszusprechen.

Nanny fügte nach einer kurzen Pause mit wunderbar mildem Tone hinzu:

„Hält es so schwer, ein hochsinniges Opfer für das Wohl der Geliebten zu bringen? Ich glaubte, daß die Liebe das Herz veredelt und die Selbstsucht nnterdrückt, so daß unsere eigenen Wünsche weichen müssen, sobald sie für Den, welchen wir lieben, Unglück bringend sind."

Andreas sah sie an. Wie edel und schön in diesem Augenblick dieses Weib erschien! Und doch hätte er sie vernichten mögen, weil sie so unbarmherzig ihn seines einzigen Glückes berauben wollte.

„Sie haben mich besiegt," sagte er, „aber Sie haben durch diesen Sieg alle Seligkeit des Lebens von mir genommen. Ich werde nie vergessen, daß Sie mich gezwungen haben, Ihnen mein Ehrenwort darauf zu geben, daß ich nicht an Erik Malmberg's Gattin schreiben, nicht daran denken will, wie innig ich sie liebe, ehe ich dies nicht thun kann, ohne irgend Jemand zu nahe zu treten. Sind Sie zufrieden?"

„Vollkommen, da ich keinen Grund habe voraus-

zusetzen, daß Sie Ihr Wort brechen werden. Sollten Sie dies thun, so . . . ."

. . . . „Bitte fügen Sie Nichts weiter hinzu," unterbrach sie Andreas, „ich breche nie mein Wort; gestatten Sie, daß ich mich entferne."

„Gern. Sie gehen mit der heftigsten Erbitterung von mir, und dennoch werden Sie sich künftig zum Dank verpflichtet fühlen gegen Die, welche Sie nun zu verabscheuen meinen. Dann werden Sie mich wiederum besuchen."

„Wenn nicht früher," fiel Andreas bitter ein, „dann nie. Sie haben mich so tief verletzt, daß keine Zeit im Stande sein wird, die Wunde zu heilen."

Andreas verbeugte sich und ging.

Nanny sah ihm lächelnd nach, und dies Lächeln deutete an, daß sie nicht an seine letzten Worte glaubte.

Er kommt bald wieder, dachte sie und ging zu ihrer blinden Tante.

Drittes Capitel.

Der Versucher, der die Menschen zuerst verleitete, von der verbotenen Frucht zu essen, geht noch immer umher, um uns arme Sterbliche zu bewegen, unaufhörlich in den weltbekannten Apfel zu beißen. Um sein Ziel besser zu erreichen, lauscht Herr Asmodeus besonders auf unsere guten Vorsätze und Gelübde. Dies sollte Andreas erfahren.

Niemals hatten Esther's Briefe für ihn größeren Werth gehabt, als in dem Augenblicke, wo er Nanny verließ. Die Welt erschien ihm jetzt, da er auf sie verzichten sollte, wie ein weites Grab.

Er trat in sein Zimmer. Auf dem Tische lag ein Brief mit dem Poststempel der Stadt X. Ein Brief von Esther.

Wer mit zwanzig und einigen Jahren leidenschaftlich geliebt hat, der wird verstehen, was Andreas beim Anblick

dieses Briefes empfand, während er sich doch gleichzeitig durch sein Ehrenwort gebunden und verpflichtet fühlte, ihn unbeachtet zu lassen.

Er nahm den Brief und bedeckte ihn mit Küssen. Vielleicht enthielt er das so lange ersehnte Geständniß ihrer Liebe. Alles wurde bei diesem Gedanken vergessen und das Couvert zerrissen.

Der Brief war lang.

Er betrachtete die Worte, ohne daß seine Gemüthsbewegung ihm gestattete, ihren Sinn zu erkennen; dann verschlang er in voller Bedeutung des Wortes den Inhalt des Briefes: Phrasen, Kinder einer erhitzten Phantasie, Worte, die für ein Paar Verliebte wohl Bedeutung haben, aber in Wirklichkeit nur Seifenblasen sind. — Esther sprach davon, wie sehr sie ihren Mann geliebt hätte, wie gebrochen und elend sie gewesen, bis ihr Andreas bewiesen, daß sie noch nicht alles Glückes beraubt sei. Sie beweine nun nicht länger ihr Schicksal; sie sei damit versöhnt, denn sie fühle jetzt, daß sie Andreas wieder liebe.

Was galten Andreas beim Lesen dieses Briefes alle Gelübde der Welt? Nichts. Für ihn gab es nur die

Gewißheit, endlich das so sehnsüchtig erwartete Geständniß ihrer Gegenliebe erhalten zu haben.

Andreas war von einem Wonnetaumel ergriffen. Er las und las immer wieder und wieder dieselben Zeilen. Dann setzte er sich, um diesen Brief zu beantworten, der ihm mit seinem Leben nicht zu theuer bezahlt schien.

Andreas hatte bereits drei Seiten geschrieben und die vierte begonnen, als es an die Thür klopfte und er gezwungen war, seine glühende Epistel zu verbergen und „herein" zu rufen.

Ein Mann mit breitkrämpigem Hute trat ein.

„Onkel Gunnar!" rief Andreas.

Die Erinnerung an Esther's Hochzeitsabend stand sofort lebendig vor seiner Seele. Der alte Gunnar hatte ihn damals gehindert, sich vor den Wagen zu werfen, in welchem die Neuvermählten davon fuhren. Diese Erinnerung jagte das Blut nach dem Kopfe des jungen Candidaten und dazu erwachte plötzlich der Gedanke an das Nanny gegebene Ehrenwort.

„Guten Abend, mein Junge," sagte Gunnar und warf einen forschenden Blick durch das Zimmer. Ich bin pünktlich wie immer am Jahrestage Deiner Abreise von

X. hier. Bei jedem Besuche habe ich mit Freude erfahren, daß Du auf Deinem Wege bedeutende Fortschritte gemacht hast, und auch dies Mal habe ich vernommen, daß Du Deinem großen Ziele, dem Doctorhute, um ein gutes Stück näher gekommen bist. Das freut mich besonders Deiner vortrefflichen Mutter wegen."

Andreas schüttelte die dargereichte Hand.

Gunnar übergab ihm einen Brief von seiner Mutter. Ein größeres Packet mit Leinewand, Strümpfen u. dgl. sollte sich Andreas aus seinem Gasthause abholen.

„Allerdings will es Deinem Onkel nicht in den Kopf, daß Du Dich geweigert hast, von ihm Unterstützung anzunehmen," sagte Gunnar im Verlaufe des Gesprächs. „Aber mich hat es gefreut. Es hat auch Deine Mutter gefreut, weil es beweist, daß du wirkliches Ehrgefühl besitzest. Ein junger Mann muß selbst seinen Weg gehen, ohne sich durch reiche Verwandte vorwärts schleppen zu lassen. — Es ist wahr, daß Du bei mir in Schulden gekommen bist; aber die kannst Du als Arzt nach und nach abzahlen. Das wird nicht schwer werden, besonders da Du das Stipendium erhalten hast. Ich bin gekommen, um Dir 300 Reichsthaler für das drite Jahr vorzuschießen,

und Du wirst mir gefälligst, wie in den früheren Jahren, eine Quittung darüber ausstellen."

Das Geld wurde aufgezählt und die verlangte Quittung sollte geschrieben werden, Andreas öffnete die Mappe, in welcher er den Brief von Esther verborgen hatte und Gunnar erhielt dadurch Gelegenheit, einen flüchtigen Blick auf die ersten Zeilen desselben zu werfen. Sie lauteten: „Innigstgeliebte, angebetete Esther!" Die Mappe wurde wieder geschlossen, und Gunnar konnte Nichts weiter anfangen. Er nahm seine Schnupftabaksdose hervor.

„Ich kann Dich von Lybo grüßen," sagte er, indem er eine gewaltige Prise nahm. „Dort tragen sich absonderliche Dinge zu . . . ."

„Esther ist doch nicht etwa krank geworden, seitdem . . seitdem ich Nachricht von dort erhalten habe?" fiel Andreas eifrig ein.

„Krank geworden? Wer wird in ihrem Alter krank? Niemand, wenigstens Niemand, der zwischen Hütten und Gruben aufgewachsen ist. Leider ist die Sache schlimmer. Sie war nahe daran, ihren Vater zu Tode zu erschrecken.

Für Malmberg hätte dies gerade keinen großen Nachtheil gehabt; aber immerhin wäre der Tod des alten Roman ein fatales Ereigniß."

„Was hat Esther gethan, daß Onkel so erschrecken konnte?" fragte Andreas, indem er die Feder weglegte.

„Für das Erste hat sie den Vertrag über ihr mütterliches Erbtheil aufgehoben, und das ging leicht. Für das Andere hat sie sich an den Vater gewendet, und in vollem Ernste von ihm verlangt, er solle mit Erik wegen Ehescheidung verhandeln. Sie erklärte, ihrem Manne ihr mütterliches Vermögen schenken zu wollen, wenn er nur darauf einginge, ihre Ehe zu lösen. Ich war gerade auf Grytshammer, als Esther ihrem Vater diese tollen Vorschläge machte. Du kennst ihn ja, und weißt, daß er seinen Ruf als geachteter Mann über Alles stellt. Er ist aufs Aeußerste darauf bedacht, daß sein Name nicht in irgend einer Weise in Etwas verwickelt wird, daß einem Scandal gleicht. Ich glaubte der Schlag sollte ihn rühren, als Esther ihre Wünsche vortrug. Sie sprach in meiner Gegenwart davon, da sie weiß, daß ich in alle Familienangelegenheiten eingeweiht bin. — Der

Alte mit seinen altväterlichen Begriffen hält eine Ehescheidung ungefähr für dasselbe, wie Diebstahl, Mord oder ähnliche Verbrechen. Zuerst war er bestürzt, dann so wüthend, daß ich glaubte, er würde die Tochter in handgreiflicher Weise zur Vernunft bringen. Das Ende des Auftritts war, daß er Esther feierlich erklärte, er würde sie enterben und verleugnen, daß sie sein Kind sei, wenn sie sich je von ihrem Manne scheiden ließe. Nun gab es Heulen und Zähneklappen. Esther fand es grausam, daß der Vater sie zwingen wollte, mit einem Manne zu leben, der sie nur aus Eigennutz genommen, aber was half das? Roman blieb unbeweglich. In Begleitung Deiner Mutter fuhr sie von Grytshammer nach Hause. Dein Onkel hatte Caroline gebeten, so lange bei Esther zu bleiben, bis sie sich beruhigt hätte. Es ist schlimm, daß Nanny Malmberg von Lybo abgereist ist. Seitdem hat sich Esther ihren phantastischen Eingebungen überlassen. Hätte nicht Roman, der alte Narr, um Frau Nanny gefreit, dann würde diese niemals Kunde von dem schlechten Stande ihres Vermögens erhalten haben, und in der Ueberzeugung, daß ihre Gegenwart für Erik von Nutzen sei, bei diesem geblieben sein. So aber wollte das stolze

Weib kein Gnadenbrot essen und Unheil kam über Malmbergs häusliches Leben.

Gunnar warf zuweilen einen forschenden Blick auf Andreas, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten. Der Wechsel in seinen Gesichtszügen bewies, daß er dem Berichte mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Als der Alte schwieg, nahm Andreas die Feder und schrieb die Quittung fertig. Aber ehe sie wurde, wie sie sein sollte, mußte er zweimal von Neuem beginnen.

Er dachte an Esther, an die arme unglückliche Esther, die sich in ihrer Verzweiflung vergebens an ihren Vater gewendet hatte. Konnte irgend welches Gelübde der Welt ihn abhalten, an sie zu schreiben und sie mit seiner Liebe zu unterstützen? Nein! Und er wollte sie ermahnen, geduldig zu sein und die Zeit abzuwarten.

Als Andreas dem Alten die Quittung gab, sagte dieser:

„Da ich nur noch morgen in Upsala bleibe, lieber Andreas, so bist Du wohl so freundlich, heute Abend mit mir auszugehen. Es ist zu spät geworden, die Frau Hauptmann zu besuchen, darum laß uns zusammen ein Glas Punsch genießen.“

Es war unmöglich, diese Einladung abzuschlagen. Der Brief konnte also heute nicht mehr abgehen; die Poststunde war bereits vorüber. Die weiße Studentenmütze wurde vom Nagel genommen und dann gingen sie mit einander aus.

Viertes Capitel.

Als Andreas spät Abends wieder in seine Wohnung zurückkehrte, war sein erster Gedanke der Brief an Esther. Er hatte die Absicht, ihn sofort zu Ende zu führen. Aber eine eigenthümliche Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Das Gespräch mit Nanny, Esther's Brief, Gunnar's Mittheilungen und tausend Erinnerungen, welche sich an diese Mittheilungen knüpften, wogten wild in seinem Hirne durcheinander. Ein Bild verjagte das andere, so daß er über keines zu einer klaren Vorstellung zu gelangen vermochte. Und wie mit seinem geistigen, so war es auch mit seinem leiblichen Auge. Die Buchstaben tanzten vor ihm und verbanden sich zu unbekannten Worten. Die Worte wieder vereinten sich zu sonderbaren Sätzen, zu Sätzen, die gerade das Gegentheil von dem ausdrückten, was sie enthalten sollten.

Andreas merkte, daß er augenblicklich nicht im Stande sei, die Unruhe, die ihn beherrschte, zu bewältigen, daß er der Ruhe bedürfe, um seine Gedanken zu ordnen. Er löschte das Licht aus und legte sich nieder.

Während der Nacht träumte er von Esther, aber immer, wenn er ihr die Hand reichen wollte, stand Nanny zwischen ihnen.

Er sah die Letztere so deutlich, wie er sie während der Unterredung mit ihr gesehen hatte. Als er erwachte, stand ihr Gesicht so lebhaft vor ihm, daß er den Blick ihrer forschenden Augen zu fühlen glaubte. Nachdem Andreas sich angekleidet, wollte er unverzüglich den angefangenen Brief vollenden und sich danach zum Anatomiegebäude begeben.

Auf dem Tische lag der Brief seiner Mutter; er war noch unerbrochen.

Er schnitt das Couvert auf, aber legte den Brief wieder von sich und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Die Erinnerungen an seine Knaben- und Jünglingsjahre drängten sich ihm auf. Mit jeder derselben war seine Mutter verknüpft. In jeder fand er ihre unbegrenzte

Liebe wieder, ihr eifriges Streben, ihn zu einem rechtlichen, gewissenhaften Menschen zu bilden, zu einem Manne, der vor allem Großen, Edlen und Sittlichen die größte Achtung hegte. Er sah die fleißige, arbeitsame und für ihr Kind strebende Mutter in einem so hellen und schönen Lichte, daß ihn dieses Bild zwang, sein Haupt zu beugen und demüthig zu erkennen, daß er ihr nicht so gelohnt hatte, wie sie verdiente.

Andreas war von einer thörichten Leidenschaft beherrscht, aber diese hatte nicht die Macht, die achtungsvolle Liebe gegen seine Mutter zu vernichten. Die Erinnerungen, welche jetzt in seiner Seele aufstiegen, waren derartig, daß sie seine edleren Gefühle erwecken mußten. Er blieb endlich stehen und erkannte, daß er seinen Fuß auf einen Weg gesetzt hatte, der ihn zu einem ganz anderen Ziele führen mußte, als das war, welches der Mutter vorgeschwebt hatte. Er fühlte, daß es ihm schwer sein würde, der Mutter Blicken zu begegnen, im Falle sie von seinem Briefwechsel mit Esther Kunde erhielt. Er hatte sich der Opfer und Entsagungen unwürdig gemacht, die sie sich auferlegte, damit er ein geistig und sittlich tüchtiger Mensch würde. Und nun stand er gar

im Begriffe, sein Ehrenwort zu brechen, sein Ehrenwort, das ihm zu Esther's Bestem abgenommen worden war.

Andreas legte die Hand auf seine Stirn, als wollte er die Schamröthe, welche sie bedeckte, verbergen.

Es ist gefährlich für ein Weib, wenn ein Mann über die Handlungen erröthet, zu welchen ihn die Liebe für sie verleitet hat. Es liegt etwas Demüthigendes darin und der Mann verabscheut den, der ihm Demüthigung verursacht.

Als Andreas die Hand von der glühenden Stirn entfernt hatte, nahm er den Brief an Esther hervor und zerriß ihn langsam in tausend Stücke. Dann erhob er sein Haupt, wie befreit von einer Bürde, die es bis dahin niedergedrückt hatte. Sein Auge verweilte auf dem zerrissenen Papier und als Andreas es in den Ofen warf, empfand er etwas, das gleichzeitig Betrübniß und Linderung schien. Ein Seufzer erleichterte seine Brust; es war ein Abschiedsseufzer an die unmännliche Schwäche, die ihn bisher beherrscht hatte. Er entfaltete nun das Schreiben der Mutter. Der Inhalt desselben mußte ihm Ersatz bieten für das Opfer, das er ihren Lehren und seiner eigenen Gewissensruhe gebracht hatte.

Andreas war in der That nach dem Lesen desselben fast vollkommen ruhig. Er hatte über sich selbst gesiegt und ein solcher Sieg verleiht stets Befriedigung.

Gunnar besuchte ihn gegen Mittag und sie speisten zusammen. Nachmittags reiste Gunnar ab. Beim Abschied sagte er zu Andreas:

„Ich reise in diesem Jahr ruhiger und zufriedener ab als sonst. Ich glaube in Deinem Gesicht gelesen zu haben, daß Du hinreichend Verstand bekommen hast, um einzusehen, daß der Mann Herr seiner Leidenschaften sein muß, wenn er sich seine Selbstachtung bewahren will. Ich werde Deiner Mutter sagen, daß sie sich ihres Sohnes freuen darf, und nun leb wohl, mein lieber Andreas."

Gunnar stieg in den Wagen und winkte dem jungen Candidaten ein letztes „Fahre wohl" zu. Dieser aber begab sich nach der Wohnung der Frau Oberst Gyllenspets.

Er wünschte mit Frau Malmberg zu sprechen. Nach einigem Warten wurde er in dasselbe kleine Cabinet geführt, in welchem er sie am vorhergehenden Tage getroffen hatte.

Es schien Andreas, als ob Nanny's Teint noch durchsichtiger, ihr Auge und Haar noch dunkler, ihre Haltung stolzer geworden wäre.

Er war am vorhergehenden Tage verletzt und erbittert von ihr gegangen, jetzt stand er reue- und achtungsvoll vor ihr.

„Verzeihen Sie, daß ich zu stören wage, sagte er; aber zwischen unserer gestrigen Unterredung und dem jetzigen Augenblicke liegen vier und zwanzig Stunden. Während derselben kann Vieles geschehen. Bei meiner Nachhausekunft am gestrigen Abend empfing ich einen Brief, der mich zwingt, um eine Aenderung des gegebenen Versprechens zu bitten."

„Eine Aenderung ist nicht gut denkbar," antwortete Nanny. „Indessen befürchtete ich gleich, daß Sie Ihr Wort umgehen würden."

Andreas biß sich auf die Lippen. Es war nicht allein seine Absicht gewesen, es zu umgehen, sondern es geradezu zu brechen; dieses Bewußtsein verhinderte jeden Ausbruch seines verletzten Stolzes.

„Wenn ich einen Augenblick versucht war, mein Wort

gering zu achten," antwortete er, „so ist mein Hiersein und der Vorschlag, den ich Ihnen gemacht habe, ein Beweis dafür, daß ich mich nicht ferner versuchen lassen will. Es handelt sich hier nicht um mich und meine Gefühle, sondern um Esther. Der Inhalt ihres Briefes, den sie mir geschickt hat, ist derartig, daß ich ihr mit einigen Zeilen antworten muß. Ich erbitte mir Ihre Erlaubniß, dieselben hier zu schreiben und gebe Ihnen das Recht, hernach zu lesen, was ich meiner Cousine sagen werde."

Nanny blickte Andreas an. Eine große Veränderung schien mit ihm vorgegangen zu sein, er schien sich in wenigen Stunden zu einem willenskräftigen Manne entwickelt zu haben. Ihr forschendes Auge entdeckte keine Falschheit an ihm.

Schweigend reichte sie ihm Papier, Feder und Dinte.

„Hier ist, was Sie bedürfen," sagte sie.

Andres schrieb folgende Zeilen nieder:

„Esther! Ich habe Deinen Brief empfangen. Er hat mir klar gemacht, wie unwürdig ich gehandelt, und ich habe die Nothwendigkeit erkannt, unseren Briefwechsel

aufhören zu lassen. Ehre und Gewissen gebieten, daß wir einander nicht mehr schreiben. Suche Dein Glück in Deiner Ehe und vergiß

Andreas."

Während Andreas diese Zeilen hinwarf, saß Nanny in einiger Entfernung von ihm und beobachtete ihn. Sie sah, wie seine Hand zitterte, und daß er nur mit großer Anstrengung sich so weit beherrschen konnte, um die entscheidenden Worte niederzuschreiben.

Andreas faltete den Brief, schrieb die Adresse und gab ihn unversiegelt an Nanny.

„Ich vertraue diesen Brief Ihren Händen an, werthe Frau; lesen Sie ihn und senden Sie ihn ab. Sie werden sich überzeugen, daß er nicht ein Wort enthält, welches meinem Versprechen widerstritte."

Nanny nahm den Brief und versiegelte ihn.

„Bringen Sie ihn selbst zur Post," sagte sie, indem sie ihn zurückgab.

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Ver-

trauens," stammelte Andreas, verbeugte sich und verließ eilig das Zimmer.

„Ich will es vermeiden, sie jemals wiederzusehen," dachte er bei sich, als er sich zum Posthause begab.

„Ob er wiederkommen wird?" fragte Nanny, indem sie zu der Blinden ins Zimmer trat.

Fünftes Capitel.

Die Zeit verfloß, ohne daß Nanny Weiteres von Andreas hörte. Sie nahm an, daß ihr zweimaliges Zusammentreffen ihm die Lust zu fernerer Bekanntschaft benommen hätte. Dies verhinderte jedoch nicht, daß sie selbst des jungen Mannes häufiger gedachte.

„Ich glaubte, er würde wiederkommen, um sich nach Esther zu erkundigen; aber vielleicht hielt er es für das Klügste, Alles zu vermeiden, was an sie erinnern könnte."

Nanny nahm wenig oder richtiger gar nicht an dem gesellschaftlichen Leben in Upsala Theil. Sie verbrachte ihre Tage bei der blinden Tante und diese besuchte Niemand. Die Umgangsfreunde, die sie früher gehabt, hatten sich zurückgezogen, als Krankheit und Leiden das Haus der strengen Dame heimsuchten. Nanny allein mußte die so hart Geprüfte zu zerstreuen suchen.

Von ihren Kinderjahren her hatte Nanny selbst ein Paar Bekannte und diese besuchten sie zuweilen, aber selten.

Ihr Leben verfloß sehr einförmig. Sie leistete der Blinden Gesellschaft, promenirte zur Mittagszeit ein wenig und las, während die alte Dame schlief, eine Stunde lang zu eigener Unterhaltung und Belehrung.

Oft fühlte ihre thatkräftige Seele das Drückende eines so einförmigen Hinlebens; aber sie besaß die Fähigkeit sich in Alles zu fügen und fand nur einen um so größeren Genuß in den seltenen Berührungen mit anderen Personen, die nicht zu ihrer nächsten Umgebung gehörten. Endlich gewährte es ihr einen großen Trost zu wissen, daß sie ihrer Tante von höchstem Nutzen sei.

Wochen und Monate gingen dahin und mit wenigen Ausnahmen war ein Tag dem anderen vollkommen gleich gewesen.

Der Schnee war zu großen Haufen zusammengeschaufelt worden und diese begannen nun vor den milden Strahlen der Märzsonne zu schmelzen.

Nanny wanderte an einem schönen Frühlingstage an den Ufern des Stromes dahin und betrachtete aufmerksam

die Bemühungen, welche das Wasser machte, um seine Eisdecke zu zersprengen. Plötzlich prallte sie gegen einen Mann, der so in Gedanken versunken war, daß er sie nicht bemerkt hatte und nun in dieser unangenehmen Weise mit ihr zusammenstieß. Die Beiden blickten mit einigem Erstaunen einander an. Augenblicklich entblößte der Mann sein Haupt. Nanny befand sich Auge in Auge mit Andreas.

„Es sieht aus, als ob wir uns nicht treffen könnten, ohne aneinander zu stoßen," sagte Nanny lachend.

„In der That," antwortete Andreas und setzte den Hut wieder auf.

Nanny verbeugte sich und wollte an ihm vorüber, um ihren Spaziergang fortzusetzen Andreas schien ihre Abschiedsbewegung jedoch nicht bemerkt zu haben, sondern folgte ihr.

„Ich habe Nachricht von meiner Mutter erhalten; sie trägt mir auf, Sie zu grüßen, und macht mir Vorwürfe, daß ich mir nicht die Erlaubniß, Sie zu besuchen, erbeten habe", sagte Andreas.

„Es geht ihr hoffentiich wohl?" Nanny warf diese

Frage hin, als ob sie seine letzten Worte nicht vernommen hätte.

„Vollkommen!"

Eine ganze Zeit lang gingen sie schweigend neben einander her. Andreas hatte, wie einst Ludwig, gute Gelegenheit, Nanny's Profil zu bewundern, denn sie wandte ihm ihr Gesicht nicht zu, sondern blickte gerade aus und schien nicht geneigt, das Schweigen abzubrechen, das für Andreas sehr peinlich war. Er fühlte, daß er eine lächerliche Figur abgab, indem er wie ein Stummer neben einer schönen jungen Frau herlief. Aber was sollte er sagen? Er fand keinen Anlaß ein Gespräch anzuknüpfen.

„Der Frühling scheint dies Mal recht frühzeitig zu kommen," begann er, wüthend über sich selbst, daß er kein anderes Thema zur Unterhaltung finden konnte als das Wetter.

„Es scheint so," antwortete Nanny, und wieder stockte das Gespräch.

Andreas fühlte sich versucht, Abschied zu nehmen, aber auch das sah höchst lächerlich aus.

„Gestatten Sie mir eine Frage zu thun," sagte er

nach einer Pause. „Wünschen Sie, daß ich mich entferne?"

„Ich wünsche, daß Sie in dieser Beziehung Ihrer eigenen Neigung folgen," erwiederte Nanny.

„Dann ginge ich sofort, und doch bleibe ich an Ihrer Seite, weil die Erinnerung an einen großen Schmerz und einen großen Sieg über mich selbst mit Ihnen verbunden ist. Der Sieg hat mich gleichwohl mehr gekostet, als Sie oder sonst Jemand voraussetzen dürften."

Nanny wandte sich um, und blickte den jungen Mann an. Andreas war bleich und mager geworden.

„Jeder Sieg über uns selbst ist ein Triumph für unser Selbstgefühl," sagte sie, „und meine Person müßte Ihnen demnach eine angenehme sein, da Sie durch dieselbe daran erinnert werden."

„Der Schmerz hat ebenso seinen Reiz wie die Freude, und ich bin dem Schicksal dankbar, daß es unsere Wege wieder zusammengeführt hat. Selbst hätte ich nie den Muth dazu besessen."

„Waren Sie so aufgebracht gegen mich?"

„Nein, aber Ihr Anblick muß unwillkürlich die Wunden meines Herzens wieder aufreißen und noch ist

der Schmerz zu groß, um ihn zu ertragen. Nun sind wir zusammengetroffen; ich habe den Augenblick durchlebt, den ich so sehr fürchtete und das ohne daß . . .

„Ihr Unwille sich vermehrt hätte."

Andreas beugte bejahend sein Haupt und Nanny lächelte mild.

„Wann werden Sie Doctor?" fragte sie plötzlich.

„Im nächsten Jahre, hoffe ich."

„Besuchen Sie Ihre Mutter vorher?"

„Meine Mutter wird mich besuchen. Ich denke in den Ferien in Upsala zu bleiben und tüchtig zu arbeiten, so daß ich in einem Jahre fertig werde."

Mit Leichtigkeit leitete nun Nanny ein Gespräch über Frau Berg und ihren seltenen Charakter ein; dann kam sie zu Betrachtungen über die von Andreas erwählte Laufbahn. Sie stellte den Beruf des Arztes von einem so hohen und edlen Gesichtspunkt aus dar, daß es Andreas schien als würden ihm erst jetzt die Pflichten, die er sich auferlegen wollte, recht klar.

Sie fuhren noch lange fort, diese Dinge zu besprechen. Andreas verlebte die erste angenehme Stunde

seit der Zeit, daß er den Briefwechsel mit Esther abgebrochen hatte.

Diese ganze Zeit hatte er sich nicht einen Augenblick gestattet, seine mühsamen Arbeiten zu unterbrechen, während Schmerz und Sehnsucht ihn verzehrten. Er war ein düsterer Einsiedler geworden und mied den Umgang seiner Kameraden, die es dem Unzugänglichen, Abstoßenden endlich überließen, in vollkommener Ungestörtheit seinen Studien zu leben. Durch die Unterredung mit einer gebildeten und denkenden Frau fühlte sich Andreas neu belebt und ihren Worten lauschend, vergäß er seinen Kummer.

Seit seiner Rückkehr zur Universität hatte er stets wie ein Tagelöhner gearbeitet und sich auf das Aeußerste angestrengt, aber keine brennende Wißbegier, keine leidenschaftliche Vorliebe für seinen Beruf hatte ihn dazu vermocht, sondern einzig der Wunsch, sobald als möglich sein Ziel zu erreichen und die Mutter für ihre unzählbaren Opfer belohnen zu können.

Als er sich von Nanny verabschiedet hatte, stand das Ziel seines Strebens, die ärztliche Wirksamkeit als ein weit edleres und bedeutenderes vor seinen Augen als bis-

her und er gewann erst von diesem Augenblick an ein reineres Interesse für seinen Beruf.

Den ganzen nächsten Vormittag überdachte er ihre Worte und als Nanny ihren gewöhnlichen Spaziergang vornahm, fand sie ihn wiederum auf ihrem Wege. Als sie dieses Mal von einander schieden, bat Andreas, welcher vor einem halben Jahre so heftig erbittert gegen sie gewesen, um die Erlaubniß sie besuchen zu dürfen.

Er kam nun oft in die Wohnung der Blinden und konnte Stunden lang mit der alten Frau ihr Leiden besprechen, ihre Klagen anhören und heimlich Nanny's Geduld bewundern.

Bald war Andreas der Alten ein willkommener Gast. Seine Anwesenheit gewährte Nanny eine angenehme Unterbrechung der tödlichsten Langeweile; der sie sonst überlassen blieb; sie war ihm dankbar dafür, aber ohne daß sie deshalb ein lebhafteres oder freundschaftlicheres Gefühl für ihn empfand.

Wir verlassen Upsala und wenden uns nach Lybo, um zu sehen, welche Stellung inzwischen Esther eingenommen hat.

Sechstes Capitel.

Esther hatte nach ihrem Antrage auf Scheidung ihre Tage in qualvoller Spannung verlebt. Sie hatte an Andreas geschrieben und ihm erklärt, daß sie ihn liebe; aber sie fühlte sich innerlich nicht befriedigt und wartete mit unerträglicher Ungeduld auf seine Antwort.

Tante Caroline blieb nicht lange bei ihrer Nichte, da sie bald einsah, daß ihre Gegenwart für Esther nutzlos sei, und daß andere Mittel angewendet werden müßten, um sie zur Klarheit über sich selbst und über ihre Stellung zu bringen.

Esther war in der That erfreut, als Tante Caroline abreiste; sie sprach ja nie von Andreas, sondern hatte beständig Erik's Lob auf der Zunge. Ueberdies mißfielen ihr die Vorstellungen der Tante, die ihr fortwährend zeigte, wie glücklich sie sein könnte, wenn sie sich ihrem

Manne näherte und ihre Stellung als seine Gattin richtig würdigte.

Nach der Absendung des Briefes an Andreas lebte sie in unaufhörlicher Angst. Sie konnte die Stimme, die ihr zurief, daß sie schlecht gehandelt, nicht unterdrücken. Nicht einmal ihre Romane vermochte sie zu lesen. Die Gedanken folgten den Worten nicht, sondern bewegten sich in einem ewigen Kreislauf um Andreas und das Glück, das er beim Empfange ihres Geständnisses empfinden müßte.

Es kam der Tag, an welchem die Post von Upsala anlangte.

Esthers Vater war auf Lybo zu Mittag und die kleine Familie im Vorgemach versammelt als Ludwig vom Postboten unter Anderen auch einen Brief für Esther empfing.

Du hast einen lebhaften Briefwechsel mit Upsala, sagte Ludwig indem er ihn mit einem ironischen Lächeln überreichte.

Roman sah die Tochter scharf an. Sie war glühend roth geworden und ihre Hand zitterte, als sie den Brief in Empfang nahm.

Sie eilte aus dem Zimmer.

„War der Brief von Nanny?“ fragte Erik, der gleichfalls Esther's Bewegung bemerkt hatte.

„Ich vermuthe es,“ antwortete Ludwig und nahm eine Tasse Kaffee.

Ludwig und der Ingenieur entfernten sich und Roman sagte, als er mit seinem Schwiegersohne allein war, zu diesem:

„Ich habe Dir schon ein paar Mal gesagt, daß es Nichts taugt, wenn Du Esther ihren Launen folgen läßt und ich wiederhole Dir nun: Du mußt sie zwingen, Frau in Deinem Hause zu sein, die Wirthschaft zu führen und mit den Nachbarn Umgang zu pflegen. Wie es jetzt steht, wird sie toll durch ihre Romanleserei, Du und sie, Ihr seid Gegenstand für das Geklatsch der ganzen Gegend und ich laufe Gefahr, mein einzig Kind einen großartigen Scandal anrichten zu sehen. Es ist schon so weit gekommen, daß Esther an Ehescheidung denkt. Ich fordere von Dir, daß Du handelst, wie es einem Manne geziemt und ihr begreiflich machst, daß Dein Wille mehr gilt als der Ihrige. Dadurch setzest Du Dich in Achtung bei ihr und hinderst jene fernere Verunglimpfung.

Erik schwieg und ging im Zimmer auf und ab.

Roman fuhr fort, die Nothwendigkeit einer Reform ihres gegenseitigen Verhältnisses zu erweisen.

Der stolze Vater fürchtete nichts so sehr, als daß er und sein Kind in der Gegend beklatscht werden könnten und wollte Malmberg zwingen, dem vorzubeugen. Er zürnte Esther und betrachtete sie wie ein thörichtes Kind, das mit Strenge behandelt werden müßte.

Während so der Vater ihren Gatten für seine Absichten zu gewinnen suchte, riegelte sich Esther ein und betrachtete mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen das Aeußere ihres Briefes.

Enthielt er Alles, was sie hoffte? Beschrieb Andreas mit überströmender Freude das Glück, das die Erfüllung seiner heißesten Wünsche ihm verursachte? Gewiß that er dies, er, der seine Gefühle stets so lebhaft geschildert hatte.

Der Umschlag wurde zerrissen und der Brief lag auf ihren Knien; beim Anblick der wenigen Zeilen hatte sie ihn fallen lassen.

Einen Augenblick tanzte Alles vor ihren Augen, dann nahm sie das beschriebene Papier auf und las.

Esther rieb sich die Augen. War sie wach? War

es möglich, daß Andreas das, was sie las, geschrieben hatte, er, der so oft versichert hatte, daß es Aufgabe seines Lebens sei, ihre Liebe zu gewinnen und der nun erklärte, daß ihr Briefwechsel aufhören müßte! Esther glaubte lange, ihre Sinne seien verwirrt und nicht im Stande, das zu erkennen, was sie vor Augen hatte.

Die Wahrheit hat jedoch das Eigenthümliche, daß man ihr nicht entfliehen kann. Esther kam daher auch bald zu der Ueberzeugung, daß das, was sie nicht verstehen wollte, wirklich von Andreas herrührte.

Sie brach in eine Fluth von Thränen aus. Sie warf sich auf's Sopha und raufte ihr Haar. War sie nicht die Unglücklichste aller Unglücklichen? In der ganzen Welt konnte Keines Schicksal mit dem ihrigen verglichen werden. Sie hatte nicht Thränen genug für all' ihr Leid.

Vergeblich klopfte ihr Vater an die Thür, um mit ihr zu sprechen; sie antwortete, sie sei krank und wolle ungestört sein.

In der Furcht, die Aufmerksamkeit der Dienerschaft auf Esther's sonderbares Betragen hinzulenken, ging Roman fort und suchte Erik auf.

„Hast Du einen zweiten Schlüssel zu Esther's Zimmer?" fragte er.

„Man kann durch die unbenutzten Zimmer meines verstorbenen Vaters zu ihr hineinkommen; doch wozu diese Frage?"

„Weil Esther sich eingeschlossen hat und nicht öffnet; man muß erfahren, was mit ihr vorgeht, und ich bin der Ansicht, daß ...."

„Ich verstehe," unterbrach ihn Erik. „Reisen Sie oder bleiben Sie hier, Papa," fügte er hinzu und erhob sich von seinem Pult, um das Comptoir zu verlassen.

„Ich bleibe," war Roman's Antwort und er setzte sich auf den von Erik verlassenen Platz, um einige Briefe zu schreiben.

Esther hatte gehört, wie sich ihr Vater entfernte und ließ nun ihren Thränen wieder freien Lauf; das Haupt in die Sophakissen drückend, zerknitterte sie den Brief in ihren Händen.

„Wie konnte er so schreiben, wie konnte er?" flüsterte sie unaufhörlich, bis sie plötzlich vor dem Klange einer klaren, helltönenden Stimme emporschreckte.

„Was ist geschehen, daß Du so betrübt bist?"

Erik stand vor ihr. Sein Anblick reizte sie zum Zorn, denn wenn er sie geliebt hätte, würde sie sich nie um Andreas gekümmert und seinetwegen nicht geweint haben.

„Wie bist Du in mein Zimmer gekommen, und mit welchem Rechte drängst Du Dich gegen meinen Willen in dasselbe ein?" fragte sie, anstatt zu antworten.

„Mit dem Rechte, welches mir das Gesetz giebt," entgegnete Erik ruhig und bestimmt. „Was für einen Brief hältst Du in Deiner Hand? Was enthält er, das Dich so erregen konnte?"

Erik streckte die Hand nach dem Papier aus.

„Ich wünsche, dieses Schreiben kennen zu lernen," fügte er hinzu.

Esther riß hastig die Hand zurück und das Papier in Stücke. Sie erklärte mit großer Heftigkeit, daß es überhaupt nur seine Absicht sei, ihre Briefe zu lesen. Erik wurde nun der Gegenstand, an welchem Esther ihren ganzen Groll ausließ. Er war ja die Ursache aller ihrer Leiden. Ein unbesonnenes Wort nach dem anderen ging über ihre Lippen.

Erik ließ sie reden, die unbilligsten Dinge aussprechen,

die ihr der Zorn eingab und Anklage auf Anklage gegen sich häufen. Alles muß einen Anfang und ein Ende haben; auch Esther's gewaltsame Gemüthserregung nahm ein Ende. Als dies eintrat, erfaßte Erik ihren Arm, führte sie zum Sopha, bot ihr ein Glas Wasser und sagte:

„Trink, damit Du ruhig wirst. Was ich Dir jetzt zu sagen habe, fordert, daß Du Deiner Sinne vollkommen mächtig bist, um es klar aufzufassen."

Esther schob das Glas mit solcher Heftigkeit von sich, daß sich die Hälfte seines Inhaltes über Erik ergoß.

„Trink!" wiederholte er dessenungeachtet, aber mit einem so befehlenden Ton, daß er unwillkürlich einen merkbaren Eindruck auf Esther hervorbrachte. Sie sah ihn an. Sein Gesicht war streng und drohend.

„Ich will nicht trinken," erklärte sie.

Erik setzte das Glas fort.

„Ich will Dich nicht dazu zwingen, aber ich befehle Dir, mich mit Aufmerksamkeit anzuhören."

Esther sprang auf.

„Du befehlen?" rief sie aus. „Nein, keine menschliche Gewalt soll mich nun zwingen, Dich anzuhören."

Sie eilte nach der Thür, aber Erik hielt sie auf, erfaßte sie und umklammerte sie so fest, als ob sie sich in einem Schraubstock befunden hätte.

„Meine Geduld, Esther," sagte er, „ist nun zu Ende. Ich bin müde, den Narren zu spielen; wir müssen zum Schlusse gelangen. Du sollst jetzt merken, daß ich Dein Mann bin, Du sollst lernen, meinen Willen zu achten und Dich demselben zu fügen. Zwei und ein halbes Jahr habe ich Nachsicht mit Dir gehabt, Deine Wünsche erfüllt, Dir volle Freiheit gelassen, Alles in dem Gedanken, daß Du selber zur Einsicht und Erkenntniß Deiner ehelichen Pflichten kommen würdest. Still! unterbrich mich nicht," rief er aus, als Esther die Lippen öffnete. „Vergiß nicht, daß Du ein schwaches Rohr in meiner Hand bist, das ich zerbrechen kann, wenn Du mich zum Zorn reizest. Du hast gewünscht unsere Ehe zu lösen, aber ich will es nicht und Du bleibst an meiner Seite. Reise von mir und ich lasse Dich mit Hilfe des Gesetzes wieder holen. Erkennst Du nun meine Macht über Dich?" — seine Hand schloß sich fester um Esther's Arm — „Du bist mein Eigenthum und das Gesetz räumt mir solche Rechte über Dich ein, daß Du Nichts, nicht das Geringste gegen

mich vermagst. Von jetzt an wirst Du Deine Lebensweise ändern. Ich heirathete nicht, um eine Romane lesende Puppe in meinem Hause zu haben, sondern um eine Hausfrau zu bekommen. Du führst von jetzt ab selbst die Wirthschaft, so ist es mein fester Wille. Der Verkehr mit meinen Nachbarn, den Du abgebrochen hast, wird wieder angeknüpft und ich übertrage Dir die Sorge für die Armen und Kranken unter meinen Leuten. Sie haben lange genug Jemand entbehrt, der sich um sie kümmerte. Thränen, Anklagen, Vorwürfe nützen Dir Nichts. Du hast meine Freundlichkeit zurückgestoßen. Du wirst Dich von nun ab einfach meinem Willen fügen. Bade jetzt Deine Augen und folge mir dann zu Deinem Vater."

Erik's Stimme, Haltung und Gesichtsausdruck sagte Esther, daß der geringste Versuch, zu widerstehen ihn zum Aeußersten führen würde. Sie hätte in Thränen ausbrechen mögen, aber sie wagte es nicht, so streng und zürnend sah er aus. Ein Gefühl der Furcht vor dem Manne, den sie geglaubt hatte, gering achten zu dürfen, beschlich sie nun. Sie merkte, daß ihr Nichts übrig blieb,

als zu gehorchen. Schweigend badete sie ihre verweinten Augen und folgte Erik in den Salon. Zum Glück war ihr Vater noch nicht da. Erik verließ sie mit dem strengen Befehl, nicht eher auf ihr Zimmer zurückzukehren, als bis sie ihren Vater getroffen hätte.

Siebentes Capitel.

In der darauf folgenden Zeit nahm auf Lybo Alles einen anderen Charakter an. Erik hatte sich aus einem ruhigen, nachgiebigen Ehemanne in einen strengen Herrrn verwandelt, der in seinem Hause Nichts als Unordnung vorfand und deßwegen seine Frau anklagte. Er forderte jetzt so viel von ihr als er vorher wenig gefordert hatte; er war unverträglich und ungeduldig, wenn nicht Alles so ging, wie er wünschte. Im Uebrigen beschäftigte er sich auf das Eifrigste mit seinen Eisenwerken und seinen Arbeitern und verlangte, daß Esther im Haushalte eine eben solche Thätigkeit entfaltete.

Der Verkehr mit den Nachbarn wurde wieder angeknüpft. Esther mußte Gesellschaften und Gastmähler veranstalten. Mißglückte Etwas, dann wandte sich Erik nicht an die Haushälterin, sondern an Esther und ließ sie seinen

Unwillen fühlen. Nahm er eine Einladung an, dann mußte sie ihn begleiten, ob sie wollte oder nicht. Sie hatte sich allerdings einige Male zu widersetzen versucht, aber dann war Erik so zornig geworden, daß sie die Lust verlor, diese Versuche zu wiederholen. Sie beklagte sich bei ihrem Vater, aber er antwortete, daß sie es selbst so weit gebracht hätte und sich nun in ihr Schicksal ergeben müßte. Schließlich beugte sich Esther dem Willen ihres Mannes, aber wie ein Gefangener sich dem beugt, dem er nicht entfliehen kann. Sie hatte nicht einen einzigen Menschen in ihrer Nähe, der sich um sie kümmerte oder sie mit Milde aufmunterte, und sie beweinte bitterer als je, von diesem Erik, der sie jetzt bedrückte, nicht geliebt zu sein.

Esther's Zeit war jetzt so in Anspruch genommen, daß die Romane Ruhe bekamen. Sie mußte nach den Arbeitern sehen, ihre Hütten besuchen, die Frauen zur Ordnung anhalten, darüber wachen, daß sie ihre Kinder zu Reinlichkeit und Fleiß erzogen und außerdem ihrem eigenen großen Haushalte vorstehen. Auch für die Schule mußte sie sich interessiren und stets gegenwärtig sein, wenn Prämien vertheilt oder Kleider und dergleichen an die

ärmeren Kinder verschenkt wurden. Diese ganze Last hatte Erik, ohne den geringsten Widerspruch zu dulden, auf sie gehäuft.

Es war eine so bedeutende Aenderung in seinem Benehmen vor sich gegangen, daß sich Alle, die ihn kannten, darüber verwunderten.

Erik war als ein guter, rechtlich denkender und gewissenhafter Hausherr bekannt. Man hatte nie die geringste Neigung zum Despotismus in seinem Verhalten gegen seine Untergebenen an ihm bemerkt. Gegen diese änderte er sich auch nicht, sondern blieb sich gleich, und sie hielten fast mehr von ihrem jungen Herrn, als sie von ihrem alten gehalten hatten. Nur gegen Esther trat er befehlend auf, zeigte er sich streng und herrschsüchtig, er, der in den ersten Jahren sich allen ihren Launen gefügt hatte.

Esther konnte, wenn sie am Abend in ihrem Zimmer allein saß, ganze Stunden damit verbringen, über diese Veränderung nachzugrübeln. Sie kam dann zu dem Schluß, daß Erik nach Aufhebung des Vertrages sich nicht mehr verstellen zu müssen, sondern ganz offen zeigen zu dürfen glaubte, wie sehr er seine Gattin haßte.

Esther that, wie die Menschen im Allgemeinen thun,

sie suchen selten den Fehler bei sich, sondern bei Anderen. Anderenfalls hätte Esther einsehen müssen, daß es nur durch ihre Schuld so weit gekommen war.

Wenn Esther ihre Last zu schwer vorkam, wandte sie sich an Tante Caroline um zu weinen und zu klagen; diese gab ihr jedoch keinen anderen Trost, als daß Esther durch Milde und Zärtlichkeit ihren Mann zu gewinnen suchen sollte. Sie predigte ihr die Lehren der Ergebung, Güte und Liebe; Esther aber verstand sie nicht einmal und konnte sich dieselben noch weniger aneignen.

Esther schrieb an Nanny und erhielt die freundschaftlichsten Antworten; aber Nanny konnte nur das traurige Verhältniß zwischen Erik und Esther beklagen, und die schon von Frau Berg gegebenen Ermahnungen wiederholen.

Unter diesen Umständen war es vielleicht weniger zu verwundern, daß ihre Gedanken oft zu Andreas zurückkehrten. Es wurde ihr deutlich, daß sein Brief nur durch sein Pflichtgefühl dictirt war, und daß er sie trotzdem noch immer gleich innig liebte. Einer mußte sie doch lieben können, wenn auch Erik nicht.

Mit bitterem Schmerz blickte Esther in dieser traurigen

und schweren Zeit oft auf den Ring mit der Perle, der die Stelle des Traurings einnahm und murmelte dann:

„Perlen bedeuten Thränen und Thränen habe ich mehr als Andere vergossen."

Sie riß den Ring von ihrem Finger um ihn am folgenden Morgen wieder aufzusetzen.

Als der Frühlung wiederkam und achtzehn lange Monate seit Nanny's Abreise verflossen waren, sah Esther bleich und leidend aus. Ueberall meinte sie den Haß ihres Mannes zu spüren. Obwohl ihre Zeit kaum ausreichte, alle ihre Pflichten zu erfüllen, fühlte sie dennoch stets eine gewisse Leere. Sie konnte ihrer Thätigkeit, zu welcher sie nur die Furcht trieb, kein Interesse abgewinnen. Vor Erik war sie so ängstlich geworden, daß sie Herzklopfen befiel, wenn er eintrat; sie wurde von Unruhe überwältigt, daß irgend Etwas in Unordnung sein, und seinen Zorn erregen könnte, Ludwig war allerdings stets freundlich gegen sie; aber auch er huldigte ja dem Satze, daß es das Beste für Esther sei, wenn sie so viel als möglich zu thun hätte.

Zu Pfingsten sollten Malmbergs nach Grytshammer, wohin Roman sie und mehrere Freunde geladen hatte.

Als sie abfuhren, war Erik seiner Frau beim Einsteigen in den Wagen behülflich, und Ludwig nahm ihnen gegenüber Platz.

„Hast Du Esther Nanny's Brief gegeben?" fragte Ludwig den Bruder.

„Das habe ich ganz vergessen," antwortete Erik, zog einen Brief aus der Tasche, überreichte ihn seiner Gattin und fügte hinzu, „er ist schon vorgestern angekommen, aber ich habe nicht wieder daran gedacht."

„Das schwarze Siegel sollte glauben lassen, daß Nanny Trauer bekommen hat," äußerte Ludwig.

„Du hast Recht, darauf habe ich gar nicht geachtet. Wer mag gestorben sein?" fiel Erik lebhaft ein und wandte sich an Esther, um Antwort auf seine Frage zu bekommen. Sein Gesicht war voller Unruhe.

Esther bemerkte es nicht, sondern brach das Siegel und las still vor sich hin.

„Und was schreibt Nanny?" fragte Erik.

In den Inhalt ihres Briefes vertieft, gab Esther keine Antwort. Erik ergriff ihre Hand und wiederholte die Frage mit einem so ungeduldigen Tone, daß Esther erschreckt zu ihm aufblickte.

„Warum siegelt Nanny schwarz? Hörst Du nicht, daß ich dies zu wissen wünsche?“ sagte er.

„Ihre blinde Tante ist gestorben,“ antwortete Esther und ließ ihr Auge verwundert auf ihrem Mann weilen. Was regte ihn so auf? Wessen Tod fürchtete er? Es gab also Jemand, für dessen Leben oder Tod er Theilnahme fühlte.

„Gott sei Dank, daß es keine Andere ist,“ sagte Erik, lehnte sich in die Wagenecke zurück und fuhr mit dem Taschentuche über die Stirn.

„Keine Andere,“ wiederholte Esther bei sich selbst. „Sollte dieser harte und herrschsüchtige Mann eine Andere lieben? Bei diesem Gedanken ging ein kalter Schauer durch ihren Körper.

„Also die Alte hat ihr Leben beschlossen,“ fiel Ludwig ein. „Hat ihr Tod Nanny einigen Vortheil gebracht?“

„Nanny erbt ihr ganzes Vermögen,“ antwortete Esther und faltetete den Brief wieder zusammen.

„Erbt ihr ganzes Vermögen?“ rief Ludwig aus.

„Das Ganze.“

„Nanny wußte wohl, was sie that, als sie ihrem

Rufe folgte," sagte Ludwig ironisch. „Sie sah voraus, daß der Lohn für ihre Mühe nicht ausbleiben würde."

„Wie boshaft Du immer bist, lieber Ludwig" rief Esther unwillig; „aber so ist es," fügte sie hinzu, wer selbst eigennützig ist und nie mit Anderen als eigennützigen Menschen zusammen war, glaubt, daß Alle mit demselben Fehler behaftet sind. Uebrigens wird Frau Gyllenspets wohl nicht gar viel Vermögen gehabt haben.

„Mindestens soviel wie Dein mütterliches Erbtheil beträgt," erwiederte Ludwig. Esther wurde durch diese Erklärung ganz beglückt. Ihre geliebte Nanny war jetzt unabhängig und sie durfte hoffen, sie bald wiederzusehen. Nanny hatte ihr auch geschrieben, daß sie nach Lybo kommen würde. Die Gewißheit dieses Wiedersehens war ein Glanzpunkt in ihrem Leben und vermehrte noch das Vergnügen, nach dem Orte zu kommen, wo sie ihre Kindheit so fröhlich verlebt hatte. Ludwig und Esther sprachen während der ganzen Fahrt über Nanny. Der Erstere brachte mancherlei Schmähungen gegen seine Schwägerin vor, und Esther hatte Gelegenheit sie zu vertheidigen. Erik achtete nicht auf ihre Unterhaltung und schwieg.

Bei ihrer Ankunft auf Grytshammer wurden sie mit großer Herzlichkeit von Tante Caroline begrüßt. Letztere sah so innig froh und glückselig aus, daß man sagen konnte, ihr Angesicht glänzte vor Freude.

„Bemerkt ihr nicht, wie Caroline vor Wonne strahlt," rief Roman aus. „Nun sie hat auch Grund dazu; Andreas ist Doctor geworden und hat mit Ehren bestanden. Ich habe den Schelm aufgefordert zu Pfingsten hierher zu kommen, aber er hat die Einladung abgelehnt.

Esther wurde roth und blaß.

Roman, der dies bemerkte, runzelte die Stirn.

Man beglückwünschte Frau Berg; sie lächelte mit Freudenthränen im Auge.

Gunnar Noreström meinte, daß es nicht mehr als Recht und billig sei, wenn Andreas einer so ausgezeichneten Mutter wie Frau Berg Ehre machte.

Die Feiertage wurden froh und munter verlebt; Esther vergaß ihre großen Leiden und gab sich ganz dem Genusse der glücklichen Stunden hin.

Erik ließ sie in Frieden und gestattete ihr, sich nach besten Kräften zu zerstreuen. Er schien während dieser Tage seine Rolle als Haustyrann aufgegeben zu haben.

Tante Manuella und die ganze Verwandtschaft war anwesend. Alle hielten sich darüber auf, wie bleich Esther geworden sei, so daß die junge Frau anfing zu glauben, ihr Kummer habe sie krank gemacht.

Es ist eine Gewohnheit der Mitglieder des weiblichen Geschlechts, jedem, den sie treffen, zu sagen, wie fett oder mager er seit dem letzten Zusammensein geworden; fortwährend beschäftigt sie der gute oder schlechte Gesundheitszustand ihrer Freunde und sie reden gern davon.

Dies Mal war es aber wohl begründet, wenn sie von Esthers Magerkeit sprachen. Roman wurde in Folge dieser Bemerkungen nicht wenig beunruhigt.

Die Pastorin flüsterte einem Jeden, der es hören wollte zu, daß sie wohl wüßte, wie schlecht die arme Frau von ihrem Gatten behandelt werde und daß diese vor Kummer die Abzehrung bekommen habe.

„Der alte Roman wird wohl noch seine einzige übrig gebliebene Tochter beerben," sagte sie einer Freundin in's Ohr. Stirbt Esther, ohne Kinder zu hinterlassen, dann bekommt ihr Mann nur ihr Heirathsgut und der Rest fällt dem Vater zu. Roman wußte wohl, was er that, als er das Mädchen mit Erik Malmberg verheirathete;

ja, das wußte er. Caroline Berg weiß auch, warum sie den Kopf jetzt so hoch trägt; ja, das weiß sie gewiß. Wenn Esther fort ist, sind sie und Andreas Romans Erben. Darum verhinderte sie die Heirath des Alten mit der Hauptmannswittwe und richtete es so ein, daß das arme Wesen von Lybo fort mußte, ja das that sie. Nun wird die Hauptmännin wohl irgend wo im Lande dienen müssen, und das als Haushälterin; die Arme, die Arme!"

Die Freundin nickte den Worten der Pastorin Beifall und die beiden Damen gaben sich alle mögliche Mühe, die Gastfreundschaft des Hüttenbesitzers damit zu belohnen, daß sie ihn nach Kräften verleumdeten.

Achtes Capitel.

Frohe Ueberraschungen gehören im Allgemeinen nicht zu den gewöhnlichen Ereignissen; aber dessen ungeachtet treffen sie zuweilen ein.

Als Esther wenige Tage nach Pfingsten wieder nach Lybo kam, erwartete sie unvermuthete Freude.

Nanny war nämlich am frühen Morgen desselben Tages angelangt. Sie wurde von Allen freudig begrüßt, und selbst Ludwig schien ihr Anblick nicht unangenehm zu sein.

„Nun bin ich wieder hier," sagte Nanny, als Erik ihr die Hand drückte, „aber nur für kurze Zeit. Ich bin gekommen, um Esther zu besuchen, und die Schulden meines verstorbenen Mannes zu bezahlen, sowie endlich zu bitten, daß mich Esther nach dem Bade Marstrand begleitet. Die Aerzte meiner Tante haben mir angerathen,

dort einige Wochen zuzubringen und es wäre mir lieb, Esther bei mir zu haben."

„Meine beste Nanny," fiel Erik ein, „Bruder Magnus hat keine Schulden bei uns und Du brauchst daher keine zu bezahlen. Was Esthers Reise nach dem Seebade betrifft, so mag meine Frau selber darüber bestimmen. Ich für mein Theil glaube, daß sie ihr dienlich sein wird; ich denke, daß wir während Deines, hoffentlich nicht allzu kurzen Aufenthalts noch weiter darüber reden können."

Es kam Esther vor, als wäre ihr Mann früher nie so zuvorkommend gegen Nanny gewesen. Geschah dies, weil sie ein großes Vermögen geerbt hatte? Sicherlich. Tiefe Verachtung über diese Huldigung des Goldes erfüllte sie und verbitterte die Freude, welche sie bei Nanny's Umarmung empfand.

Esther und Nanny blieben die halbe Nacht auf und plauderten. Zuerst fragte Esther nach Andreas, erhielt aber nur wortkarge Antworten. Da es ihr unmöglich war und blieb, aus Nanny Etwas, das ihn betraf, herauszulocken, begann sie die klägliche Schilderung ihres eigenen Lebens. Mit welchen Lasten, Sorgen und Anstrengungen hatte Erik sie überhäuft! Sie war unglücklicher als je,

und meinte es mit jedem Tage mehr werden zu müssen. Nanny hörte stillschweigend ihre Klagen an. Als sie damit zu Ende war, kam nicht ein einziges Wort des Mitleids über Nannys Lippen, sondern sie sagte mit etwas kaltem Lächeln:

„Wir werden Gelegenheit haben, Dein Unglück näher zu untersuchen, mein kleiner Liebling; ich fürchte, daß es ein eingebildetes ist. Aber Du bist seit unserem letzten Zusammensein bleich geworden und die Luft von Marstrand wird Dir gut thun.

Esther meinte jetzt wie früher schon so oft, daß Nanny recht kalt sei und sie nicht verstehe.

Nanny blieb drei Wochen auf Lybo.

Sie machte sich während dieser Zeit mit allen Pflichten Esthers vertraut und half ihr nicht nur durch ihren Rath und ihre Aufmunterung, sondern griff auch thätig in ihre Beschäftigungen ein.

Abends erklärte Nanny mit der aufrichtigsten Miene von der Welt, daß sie der glücklichste Mensch auf Erden sein würde, wenn sie Esthers Wirkungskreis hätte. Auch Esther fiel es jetzt nicht so schwer, sich mit diesen materiellen Dingen zu beschäftigen, da Nanny daran Theil nahm und

mit ihr in den Werken umherging, um die Armen und Kranken zu besuchen.

So verfloh eine ganz angenehme Zeit.

Erik verweilte nach den Mahlzeiten länger im Salon wie sonst; er war nicht mehr reizbar und heftig, und all' sein Mißbehagen schien verschwunden. Er hörte auch auf, beständig vom Eisen und vom Hüttenbetriebe zu reden.

Wie Nanny und Erik ihre Geschäfte ordneten, wissen wir nicht, nur daß die Erstere das Betriebscapital um 50,000 Thaler vermehrte, welche Summe derjenigen gleichkam, die ihr Mann nach dem Tode seines Vaters herausgezogen hatte.

Nach drei fröhlich verlebten Wochen reisten Nanny und Esther ab. Die letztere noch besonders voll großer Erwartungen, weil sie zum ersten Male in die Welt hinauskommen und etwas Anderes sehen sollte, als die Stadt X— und ihres Mannes oder ihres Vaters Hüttenwerke.

Esther hatte am Tage vor der Abreise ihrem Vater einen eiligen Abschiedsbesuch gemacht und bei dieser Gelegenheit von der Tante Berg Mittheilungen erhalten,

welche die Reise nach Marstrand noch angenehmer erscheinen ließen. Sie hütete sich gleichwohl, die Nachrichten der Tante vor Nanny zu besprechen.

Als der Wagen mit Nanny und Esther davon rollte, rief die letztere aus:

„O, wie glücklich, wenn ich nie zu diesem abscheulichen Hause zurückzukehren, nie den Mann wiederzusehen brauchte, an den ich gebunden bin, und für den ich die widerstreitendsten Gefühle hege.“

Neuntes Capitel.

Wenn man reich und nicht ernsthaft krank, sondern jung und kräftig genug ist, um an Vergnügungen Antheil zu nehmen, dann kann man an einem größeren Badeorte ein ganz gemüthliches Leben führen.

Nanny und Esther waren beide jung und reich, die erstere allerdings nicht vollkommen gesund, aber auch nicht so angegriffen, daß von einem ernsteren Leiden die Rede sein konnte. In Folge des einförmigen und düsteren Lebens, welches sie in den letzten achtzehn Monaten geführt hatte, fühlte sie einen gewissen Drang, sich zu zerstreuen; auch wünschte sie die Leere zu vergessen, welche Olga's Verlust in ihrem Herzen hervorgebracht hatte.

Energische Naturen werden den Schmerz stets von sich abschütteln. Nanny war sehr energisch und sie hatte keine Neigung, sich von diesem bleichen Engel durch das

Leben begleiten zu lassen. Sie suchte ihren Aufenthalt im Bade so angenehm als möglich zu machen.

Die beiden Schwägerinnen wohnten bequem und beabsichtigten nicht nur für ihre Gesundheit zu sorgen, sondern auch an allen Vergnügungen, die ihnen zusagten, Theil zu nehmen. Nanny hielt es für nothwendig, daß Esther sich zerstreute, um die Welt, in der sie lebte, kennen zu lernen, und so die phantastischen Vorstellungen, die sie von ihr und namentlich von ihren eigenen Verhältnissen hatte, zu zerstören.

Esther war während der Reise und bei der Ankunft in Marstrand so heiter, wie Nanny sie nie gesehen hatte; sie glich einem Vogel, welcher dem Bauer entflogen und in der Freude über die gewonnene Freiheit allen Zwang und Schmerz vergessen hat.

Sie war entzückt von den großen Seeen, über welche sie fuhren und die Scheeren und Klippen von Bohuslän erschienen ihren Augen lieblich und schön, denn sie betrachtete sie mit dem Verschönerungsglase, welches Emilie Carlén bei ihren Schilderungen dieser Gegenden zu benutzen pflegt.

Die ersten beiden Tage nach ihrer Ankunft vergingen

mit der Anordnung ihres Haushalts, dem Besuch des Arztes, der Einzeichung in die Badeliste u. s. w.

Esther war sehr eifrig, die Promenade und den Versammlungsplatz zu besuchen. Sie zeigte eine fast nervöse Ungeduld, wenn irgend ein Hinderniß der Erfüllung dieser Wünsche entgegentrat.

Nanny merkte dies wohl, konnte aber einen Grund dafür nicht errathen.

Eine Woche war verflossen, als Esther eines Tages vom Bade mit strahlenden Augen zurückkehrte.

„Weißt Du, Nanny," sagte sie, „was mir die Badewärterin berichtet hat? Daß wir einen jungen Arzt hierher bekommen, und kannst Du errathen, wen?"

Nanny's bleiches Gesicht wurde von einer leichten Röthe bedeckt, aber sie konnte den Namen des neuen Arztes nicht errathen.

„Andreas Berg," fügte Esther hinzu und lachte triumphirend.

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch Nanny's Kopf, daß Esther schon bei ihrer Abreise von Lybo darum gewußt hätte.

„Esther, Du wußtest es schon früher," rief Nanny

aus, „vielleicht hat Andreas Dich selbst davon benachrichtigt.“

Einige Damen kamen zum Besuche und retteten Esther vor der Beantwortung dieser Frage.

Nanny's Badestunde fiel in die Zeit dieses Besuches und sie mußte gehen. Die Gäste unterhielten sich noch ein Weilchen mit Esther, worauf auch sie sich entfernten.

Esther begann im Zimmer unruhig auf und ab zu gehen. Müde von der Wanderung setzte sie sich endlich nieder, um zu schreiben, und hatte eben damit begonnen, als sich die Salonthür öffnete und Jemand eintrat.

Esther befand sich in ihrem rechts vom Salon befindlichen Zimmer. Sie bedeckte den angefangenen Brief und ging, in der Ueberzeugung, daß Nanny gekommen sei, der Freundin entgegen.

Mitten in dem geräumigen Salon stand ein großer junger Mann, offenbar in Zweifel, ob er seine Schritte nach links oder rechts lenken sollte. Er hatte sein Gesicht etwas zur Seite gewandt, aber beim Rauschen von Esther's Kleidern drehte er sich hastig um.

Ein Paar Secunden blickten sie einander an, dann stammelte Esther mit bebender Stimme:

„Mein Gott, bist Du es, Andreas? und ich erkannte Dich nicht sofort, Du hast Dich sehr verändert.“

Sie eilte ihm entgegen und fügte leise hinzu:

„Sei willkommen! O, wie erfreut ich bin, Dich wiederzusehen.“

Andreas sah weit eher bestürzt als erfreut aus, erholte sich jedoch bald und begrüßte Die, für welche er so viele Jahre eine schwärmerische Liebe gehegt hatte, mit freundlichen, herzlichen Worten. Er hatte diese Begegnung nicht erwartet und daher einiger Minuten bedurft, um seine Fassung wiederzugewinnen.

„Dank, Esther, daß Du mich mit Vergnügen wiedersiehst,“ sagte Andreas und küßte ihre Hand. Sein Ton war fürchterlich ruhig und durchaus frei von jeder Leidenschaftlichkeit, mit welcher er als Jüngling zu ihr zu reden pflegte.

Etwas wie Frost durchflog Esthers Körper; sie hatte sich in Gedanken so oft ausgemalt, wie Andreas ihr beim Wiedersehen mit Jubelruf zu Füßen stürzen und mit glühenden Worten das Glück, sie endlich wiederzufinden, beschreiben sollte, daß sie sich jetzt wie aus einem heitern Himmel in ein dunkles und kaltes Grab gestürzt fühlte.

Sie klagte das Schicksal an, welches beständig ihre Träume vernichtete und sie gewissermaßen verdammte, ein Leben voller Schmerz und ohne Liebe zu führen.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, als der Gedanke an die Grundsätze der Tante Caroline tröstend in Esther aufstieg. Sie war die Ursache, daß Andreas seinen Gefühlen Zwang anthat und sie so kalt begrüßte. Es lag eine erquickende Beruhigung in diesem Gedanken.

Andreas brach das Schweigen, indem er sagte:

„Du findest mich also verändert?"

„Ja sehr," antwortete Esther und setzte sich in einen Lehnstuhl. Andreas zog einen Stuhl heran und nahm gleichfalls Platz.

„Du bist Dir vollkommen gleich geblieben, Esther," sagte er, „die Jahre haben keine Veränderung in Deinem Aeußern hervorzubringen vermocht."

Er betrachtete sie mit seinen großen tiefblauen Augen, wie man einen alten Bekannten und guten Freund betrachtet, nicht wie der Geliebte das heißersehnte Ziel seiner Wünsche. Esther sah ihn an. Er war lange nicht so schön wie Erik, und auch das machte ihr Kummer.

„Ich hätte mich sehr verändern müssen," äußerte sie, „ich war und bin noch immer recht unglücklich."

„Du unglücklich? Unmöglich."

„Du sagst unmöglich, da mein Mann ..."

„Esther," unterbrach sie Andreas, indem er ihre kleine Hand ergriff, „laß mich Dein Bruder, Dein Freund sein, und ich hoffe Dich überzeugen zu können, daß Dein Unglück mehr ein eingebildetes als ein wirkliches ist."

Das Herz des jungen Weibes schlug heftig, sie wollte zornig werden.

„Niemand in der ganzen weiten Welt kann mir beweisen, daß weiß schwarz ist, und auch Du kannst es nicht. Du bist nicht mehr der frühere Andreas."

„Ich danke Dir, Esther, für Deine letzten Worte. Ich hoffe in der That nicht mehr der schwache elende Sclave zu sein, der ich einst war."

Esther seufzte und preßte die Lippen zusammen.

„Du kannst mich ohne Gefahr so behandeln, als wäre ich Dein Bruder," fügte Andreas hinzu.

„Das habe ich wohl stets gethan," fiel Esther mit etwas scharfem Tone ein; es scheint mir gleichwohl, als wärest Du mir eine Erklärung über Dein sonderbares

Betragen in der letzten Zeit schuldig. Du hast mich tief verletzt und eine solche Handlungsweise ist schwer zu rechtfertigen."

Andreas spielte mit den Franzen an der Stullehne.

„Ich wünschte, daß Du uns Beiden eine derartige Erklärung erspartest, es giebt nichts Schmerzlicheres, als erkennen zu müssen, daß man egoistisch gegen ein Weib gehandelt, welches man für hochsinnig und edel hielt. Man muß ein Mann werden, um das Erniedrigende eines solchen Bekenntnisses zu verstehen."

„Und Du bist jetzt ein Mann geworden!" Esthers Stimme zitterte.

„Es ist mir geglückt und ich will nun Deine Achtung erwerben, die ich nahe daran war, zu verscherzen. Meine Freundschaft Esther für Dich ist so groß, daß es mich recht sehr betrüben würde, wenn Du mich verachtetest."

„Freundschaft und Achtung! Klanglose Worte für den, der wie Esther, sich geliebt und angebetet zu sehen wünscht. Trotzdem nahm sie noch immer an, daß er ganz andere Gefühle für sie hegte, als er auszusprechen für gut fand.

Andreas veränderte den Gegenstand des Gesprächs.

„Du hast wohl meine Mutter vor Deiner Abreise gesehen," fragte er. Wie gefällt sie Dir nun, seitdem Du sie kennen gelernt hast?"

„Sehr gut," war Esthers kurze Antwort.

Andreas sprach nun von seiner Mutter und fand keine Schwierigkeit, die Unterhaltung auf diesem Gebiete fortzuführen, da sich Esther darauf beschränkte, ihm zuzuhören. Zum Glück für Andreas trat bald darauf Nanny in den Salon.

Das Antlitz des jungen Arztes erlitt eine sichtbare Veränderung. Er erhob sich und grüßte so ehrerbietig, als ob er eine Königin, eine geliebte und verehrte Herrscherin, deren geringster Wunsch Gesetz ist, vor sich gehabt hätte.

Nanny dagegen sah aus, als ob sie einen Feind erblickte, den sie ohne alle Vorbereitung anzufallen und niederzumachen beabsichtigte.

„Guten Tag, Herr Doctor," sagte sie, ohne daß sie Andreas erlaubte, ihre Hand zu ergreifen, „was hat Sie hierher geführt?"

„Zu Ihnen kam ich, um Ihnen meinen Besuch abzustatten, und fand zu meiner Ueberraschung Esther hier.

Nach Marstrand bin ich gekommen, weil mich das Medicinal-Collegium hierher geschickt hat."

„Natürlich auf Ihr besonderes Begehren! Nanny blickte ihn drohend dabei an."

„Ich begehrte eine Verfügung und habe diese bekommen. Sie waren hier, ich suchte Sie auf." Andreas blickte Nanny beständig in's Auge.

„Sehr verbunden für Ihre Höflichkeit, aber erlauben Sie, daß ich sie nicht auf mich beziehe."

Es war Esther sehr unangenehm, daß Nanny in dieser Weise mit Andreas sprach. All ihr Unwille gegen ihn verschwand.

„Die Zeit wird lehren, ob Sie mich jetzt recht beurtheilen," sagte Andreas kalt.

„Sehr richtig, aber erlauben Sie mir zu fragen, woher wußten Sie daß ich hier bin?"

„Der Arzt Ihrer Tante theilte mir mit, daß er Ihnen gerathen habe, eine Reise nach der Westküste vorzunehmen. Das Erste was ich bei meiner Ankunft that, war, die Badeliste durchzusehen und ich fand darin Ihren Namen. Der Name meines Cousin stand nicht darin."

Nanny lachte laut auf und erklärte, die Luft der

Westküste schiene des Doctors Augen angegriffen zu haben, denn in der Liste stände zwei Mal Frau Malmberg.

Esther mischte sich nun in das Gespräch, um ihm einen für Andreas weniger unangenehmen Verlauf zu geben; aber das gelang nicht. Nanny sprach ein verletzendes Wort nach dem anderen aus, aber trotzdem blieb Andreas eine ganze Zeit bei ihnen. Als er ihnen Adieu sagte, äußerte Nanny:

„Ich kann Sie nicht bitten, wieder zu kommen, da ich am liebsten sähe, Sie kämen nicht. Allerdings darf ich Ihnen meine Thür nicht verschließen, weil ich mit Esther dieselbe Wohnung inne habe; aber es thut mir leid, es nicht thun zu dürfen. Seien Sie indessen so ritterlich, so selten als möglich zu erscheinen."

„Von ganzem Herzen bedauere ich, daß ich nicht so ritterlich sein kann," antwortete Andreas.

„Sie zwingen mich in diesem Falle von Marstrand abzureisen."

„Sie werden meine Cousine doch nicht verlassen?"

„Und ich will hier bleiben, um zu baden," fiel Esther ein und fügte mit Nachdruck hinzu: „mir ist Andreas stets willkommen."

Der Doctor verbeugte sich und ging.

„Esther," rief Nanny, sobald sie allein waren, „ich fürchte, daß Du sowohl treulos als auch falsch bist, aber es soll Dir nicht gelingen, mich zu der kläglichen Rolle zu erniedrigeu, daß ich zusehe, wie Du Deine zärtliche Verbindung mit Andreas wieder anknüpfest. Ich reise und unterrichte Erik von der Ursache meiner Abreise. Du hast Andreas angetrieben, hierher zu kommen und er hat Dir geschrieben, daß er sich hierher schicken lassen würde. Darum bist Du so gern mit mir hierher gefahren; darum warst Du so ungewöhnlich heiter. Du hast mich also vom Anfang bis zum Ende betrogen und dennoch behauptest Du, mich aufrichtig zu lieben."

Nanny pflegte nie heftig zu werden, und Esther konnte sich nicht entsinnen, sie je in solcher Aufregung gesehen zu haben.

Es that Esther weh, so von ihrer geliebten Nanny angeredet zu werden, aber gleichzeitig ärgerte es sie, daß sie und Andreas vollkommen grundlos beschuldigt wurden. Die Antwort, die sie gab, war bitter; sie wies gleichzeitig die ungerechten Beschuldigungen zurück und klagte Nanny an, ihren Cousin schlecht behandelt zu haben.

Esther war nun ihrerseits heftig und dies bewirkte, daß Nanny sofort ihre Ruhe und Besonnenheit wiedergewann.

Nach dieser kleinen Scene zwischen den Schwägerinnen folgte eine größere Versöhnung und dann kleidete sich Esther an, um an einem kleinen Ausfluge Theil zu nehmen, welchen ein Theil der Badegesellschaft verabredet hatte.

Nanny fühlte sich nicht zur Theilnahme aufgelegt, sondern blieb zu Hause. Esther versuchte zwar, sie zu überreden, aber Nanny antwortete mit freundlichem Lächeln.

„Ich muß in der Einsamkeit über die Thorheit, heftig zu werden, nachdenken und mir klar werden, wie ich mir etwas so Unvernünftiges erlauben konnte. Gehe Du mein Liebling; suche Dich zu zerstreuen und unseren kleinen Zwist zu vergessen.“

Auf dem Platze, auf dem sich die Theilnehmer an der Segelparthie versammelten, fand sie Andreas. Er unterhielt sich lebhaft mit einigen jungen Damen und verließ diese nicht einmal, um Esther entgegen zu eilen. Als er sich ihr endlich näherte, war seine erste Frage:

„Kommt Nanny nicht?“

„Sie zieht es vor, zu Hause zu bleiben,“ erklärte Esther, annehmend, daß Andreas recht froh sein müßte, Nanny's für ihn wenig angenehmer Gesellschaft zu entgehen. Esther fügte gleich darauf hinzu:

„Du bist doch heute mein Cavalier bei der Bootsfahrt?“

„Ich fahre nicht mit,“ antwortete Andreas.

Esther wandte ihm den Rücken und fand nun zum zweiten Male, daß Andreas nicht halb so schön sei, wie Erik. Die arme Esther war in sehr schlechter Laune, als sie in das Boot stieg. Keine Einbildung vermochte die bittere Gewißheit zu verdrängen, von ihrem Manne nicht geliebt zu sein, und vielleicht auch nicht von ihrem Cousin.

Trotz dieses niederschlagenden Gedankens und trotzdem es sie kränkte, daß Andreas sie nicht begleitete, war sie zu jung und zu wenig an Vergnügungen gewöhnt, als daß sie nicht im Laufe des Abends ihre Leiden vergessen und ihre Munterkeit wiedergewonnen hätte.



Zehntes Capitel.

Andreas blickte lange den davoneilenden Segelbooten nach, aber — ohne sie zu sehen. Vor seiner Seele stand dieses hinreißende bleiche Frauenangesicht mit dem durchsichtigen Teint und den schwarzen Augen, welches schon das erste Mal, als er es gesehen, einen so eigenthümlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Sie hatte ja die Binde des Irrthums von seinen Augen gerissen, ihn zur Besonnenheit und zu dem, was Pflicht und Ehre erforderten, zurückgeführt. Sie hatte ihn ja gelehrt, seinen Beruf als Arzt recht aufzufassen. Sie hatte in seiner Seele dieses Bestreben nach höherer menschlicher Entwicklung geweckt, das ihn nun erfüllte. Wie viel schuldete er nicht diesem edlen Weibe, und wie sehr hatte sie ihn gleichwohl verkannt! Diese geistvollen Augen, welche während des letzten Jahres oft so freundlich blickten, be-

trachteten ihn jetzt mit Zorn und Verachtung. Dies war mehr, als Andreas ertragen konnte oder wollte. Sie durfte ihm nicht länger zürnen. Er entfernte sich vom Strande und ging zu Nanny.

Nanny saß am offenen Fenster und schrieb. Sie war nicht wenig erstaunt, als Andreas eintrat.

„Es überrascht Sie,“ sagte Andreas, „daß ich mich wieder in diesem Zimmer zeige, aus dem ich vor wenigen Stunden erst so gut wie hinausgewiesen worden bin.“

„Ich bin wirklich einigermaßen erstaunt,“ antwortete Nanny und schob das Tischchen mit den Schreibutensilien von sich.

Andreas legte seinen Hut ab und setzte sich Nanny gegenüber.

„Glauben Sie, daß man Jemandem zürnen kann, dem man Dank schuldig ist?“ fragte Andreas.

„Ich nehme es an, obwohl ich selbst nicht in der Lage gewesen bin, dies zu thun.“

„Dann sind Sie glücklich; ich bin heut gezwungen worden, gegen diejenige, die ich nächst meiner Mutter unter allen Menschen am höchsten achte, unwillig zu sein und Sie sind Schuld daran. Nanny, Sie haben mich

fast tödtlich beleidigt," fügte Andreas mit tiefem Ernst hinzu.

„Seien Sie so freundlich mir zu erklären, wodurch ich Sie beleidigt habe," bat Nanny; „doch wohl nicht durch meine Voraussetzung, daß Sie sich hierher senden ließen, um Esther . . ."

„Gerade dadurch. Wenn ich gewußt hätte, daß Esther sich hier befindet, würde ich das Medicinal-Collegium um anderweitige Verwendung gebeten haben."

„Das können Sie noch," erklärte Nanny und warf ihr Haupt zurück.

„Und ich thäte es auch, wenn mich nicht zwei Gründe nöthigten, zu bleiben."

„Doctor Berg, ich glaube nicht an diese vorgeblichen Gründe", fiel Nanny ein. „Ihre Zuneigung für Esther vermag mehr über Sie als . . ."

Nanny erschrak über den Ausdruck seiner Züge.

„Nicht einmal Ihnen erlaube ich, an meiner Ehre zu zweifeln, ehe Sie den Beweis dafür liefern, daß ich sie befleckt habe. Durch fast täglichen Umgang während eines ganzen Jahres müßten Sie hinreichend erkannt haben, daß ich mich dessen, was Sie nun voraussetzen,

nicht schuldig machen kann. Vernunft und Klugheit aber gebieten mir, jetzt hier zu bleiben."

Nanny zuckte unmerklich mit den Augenbrauen.

Andreas schoß das Blut schneller durch die Adern. Sein Stolz fühlte sich tief verletzt und trieb ihn an, dem mißtrauischen Weibe zu beweisen, wie sehr sie ihn mit ihren Zweifeln verwundet und sie zu zwingen, seine Verzeihung zu erbitten. Nach kurzem Schweigen nahm er wieder das Wort, nicht ohne daß es ihm große Anstrengung kostete, ruhig zu sprechen.

„Sie nehmen also in der That an, daß Esther für mich eine derartige Theilnahme hegt, daß diese sich in Liebe verwandeln könnte!"

Nanny spielte mit den Blumen am Fenster und sagte, ohne Andreas anzusehen:

„Ich würde dann nur annehmen, was Sie vor anderthalb Jahren hofften; was nicht ist, kann leicht werden. Sie nehmen etwas Unmögliches an nnd wenn Sie hören wollen, was ich Ihnen zu sagen habe, werden Sie gezwungen sein, dies anzuerkennen."

„Ich werde hören."

„Esther's Interesse für mich ist aus verletztem Selbst-

gefühl entstanden. Ich trat gerade in dem Augenblicke auf, um ihr Lebewohl zu sagen, als ihr Herz von der Entdeckung, die sie in Bezug auf die Beweggründe ihres Mannes gemacht hatte, tief verwundet war, und ich sprach zu ihr, wie meine überspannten Gefühle es mir eingaben. Meine Liebe konnte ihr zur Rache dienen; dadurch gewann ich Bedeutung in ihrer Phantasie. Meine vorher verhöhnte und verachtete Zuneigung schmeichelte nun ihrem Stolze; ihr Herz hatte keinen Antheil an ihrer eingebildeten Liebe zu mir. Noch heut gehört es Erik Malmberg. In ihm fand sie all die äußeren Vorzüge, welche den Mann zieren. Sie hatte ihn mit der ganzen Poesie eines jungen Mädchens geliebt; sie liebt ihn heute mit einem bei weitem reiferen und stärkeren Gefühl, das sie vor sich selbst verbergen möchte. Wenn sie an mich denkt, dann geschieht es, um aus ihrem Leben einen Roman zu machen. Nicht mein Herz will sie besitzen; ich bin nur eine Figur, die in diesem Roman eine wichtige Rolle spielen soll."

Andreas schwieg.

„Vielleicht haben Sie in allen diesen Voraussetzungen Recht, aber das beweist nicht, daß nicht eine Einbildung in Wirklichkeit verwandelt werden könnte. Esther fühlt

das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, sie will es befriedigt sehen, und dies kann dazu führen, daß ....

„Zu Allem, nur nicht dazu, daß sie mir von Herzen angehört. Gerade das tägliche Zusammensein wird mich als vollkommenen Gegensatz zu den Vorstellungen, die sie sich von mir gemacht hat hat, zeigen. Von allen Männern bin ich der Letzte, welchen Esther lieben kann."

„Haben Sie immer so gedacht?"

„Nein, werthe Frau, es gab eine Zeit, in der ich mich für den Einzigen hielt, der Esther glücklich machen könnte."

„Was hat Ihre Ansicht in dieser Beziehung so vollkommen geändert?"

„Diese Ueberzeugung hat sich nach und nach in mir entwickelt, seitdem ich begonnen, vernünftig und ruhig über ihren und meinen Charakter nachzudenken. Lassen Sie Esther einige Wochen mit mir zusammen leben, und ich versichere, sie wird sich so in mir getäuscht finden, daß alle ihre Illusionen schwinden. Erik wird dann in vortheilhafterem Lichte vor ihr stehen, und die Stimme ihres Herzens ihr verletztes Selbstgefühl beschwichtigen."

„Es liegt Wahrheit in Ihren Worten," sagte Nanny

nachdenklich, „aber es ist sehr gewagt, an den Erfolg zu glauben. Können Sie mit der Hand auf dem Herzen versichern, daß Sie sich stark genug fühlen, um niemals unter einer so schweren Prüfung zu schwanken? Wenn Sie auch nur eine Spur von der Zuneigung verrathen, die Sie zu Esther hegen, dann haben Sie alle Aussichten verloren, das wieder gut zu machen, was Sie gegen Erik gefehlt haben."

„Niemals, Nanny, soll Esther durch irgend ein Zeichen meinerseits in die Lage kommen, glauben zu dürfen, daß sie noch immer von mir geliebt sei, das gelobe ich bei dem Frieden und dem Glück meiner Mutter. Sind Sie mit dieser Versicherung zufrieden?"

„Ich bin es, aber ich sage Ihnen vorher, daß ich mit der größten Sorgfalt jeden Ihrer Blicke, jede Bewegung, jedes Wort beobachten und auch Esther nicht aus den Augen verlieren werde. Irren Sie sich in Bezug auf Ihre Gefühle oder in Bezug auf Ihre eigene Selbstbeherrschung, dann mache ich unserem Aufenthalte ein plötzliches Ende."

„Ich gehe darauf ein," erklärte Andreas, „aber," fügte er hinzu, „Sie müssen mir versprechen, von allen

ehrverletzenden Angriffen abzustehen. Sie sollten mich kennen und wissen auch sehr wohl, daß es in meiner Seele eine empfindliche Stelle giebt; richten Sie Ihre Pfeile nicht gegen diese; Sie wissen ja, daß ich mich dagegen nicht vertheidigen kann."

„Diese Bedingung ist überflüssig," antwortete Nanny. „Da ich nicht zweifle, giebt es für mich keine Veranlassung, Sie zu verletzen. Alles kommt auf Sie selbst an."

„In diesem Falle werden Sie nie Grund haben, mir zu nahe zu treten."

Nanny reichte ihm die Hand und sagte:

„Es ist nie meine Absicht gewesen, Sie zu kränken, sondern Ihre Cousine vor Verirrungen zu bewahren, welche ihr bittere Reue verursachen könnten. Lassen Sie uns als Freunde über dem Glücke ihrer Zukunft wachen."

„Wir Freunde, Sie und ich?" Andreas lächelte betrübt. „Freunde werden wir nie." Er verbeugte sich und ging.

Als Andreas von Nanny fortwanderte, kam es ihm vor, als hätte er eine ganz neue Bahn betreten.

„Sollte ich das Herz aus meiner Brust reißen müssen," dachte Andreas, „dann soll sie eines Tages gezwungen

werden, einzugestehen, daß ich wie ein Mann meine Pflicht erfüllt, und mich ihrer Achtung würdig gemacht habe."

* * *

Nanny blieb am Fenster sitzen. Sie blickte hinaus auf die kahlen Klippen und die tiefblaue Fluth, als ob sie vergeblich etwas suchte, das sie nicht finden konnte.

„Liebt er sie noch?" fragte sie sich selbst. „Liebt er und kann so urtheilen, wie er gethan? Möglich, aber gleichwohl unglaublich. Ist er im Stande gewesen, sich diese Macht über seine Gefühle zu erkämpfen, oder ist das Gefühl erloschen? Sehr wahrscheinlich. Was hat in diesem Falle die Veränderung hervorgebracht?"

Nanny sprang auf, legte die Hand an die Stirn und murmelte:

„Warum denke ich darüber nach? Sei auf Deiner Hut, Nanny, und vergiß nie, wie Erik Dich einst in Deiner frühsten Jugend gelehrt, den Männern zu mißtrauen. Sie reden nur, um uns Frauen zu betrügen. Aber Sie betrügen sich selbst, Andreas, wenn Sie hoffen, es bei mir thun zu können. Ich bin nicht länger sechszehn

Jahre alt, wie ich damals war, und bin nun klug, sehr klug geworden."

Sie setzte sich wieder und zog den Tisch heran, um den angefangenen Brief zu vollenden. Wir nehmen uns die Freiheit, ihr über die Schulter zu sehen und theilen mit, was wir so erhaschten.

„Erik! Ich will Dir Einiges mittheilen. An einem Badeorte sucht sich Jeder auf die beste Weise zu zerstreuen, und ich will mich nun damit unterhalten, Dir etwas aus der Wirklichkeit zu erzählen."

„Es war einmal ein junger Mann, den die Natur mit all' den Eigenschaften ausgerüstet hatte, deren Besitz und rechte Anwendung beglückt und beseligt. Er besaß ein vortheilhaftes Aeußere, einen im Grunde hochsinnigen Charakter und hatte eine gute Erziehung genossen. Von vermögenden Eltern geboren, brauchte er nur auf der durch Vater und Großvater betretenen Bahn fortzuschreiten, um äußerlich vollkommen unabhängig zu werden. Nun wohl. Dieser Mann wurde trotzdem nicht glücklich. Er hatte einen Fehler und dieser Fehler war der Feind seines Glückes. Er verfehlte nämlich stets den Weg, den er hätte gehen müssen, um dahin zu kommen, wohin er

wollte. Deshalb befand er sich stets auf unrechtem Wege, obwohl er den rechten zu gehen beabsichtigte. Sein böser Genius freute sich, der Gute weinte. Der letztere vermochte ihn, sein Vermögen aufzuopfern, um Anderen zu helfen. Dann flüsterte ihm der Erstere zu: „Heirathe um Geld."

„Er heirathete. Er bekam ein junges schönes Weib, das ihn liebte; als dieses aber entdeckte, aus welchen Beweggründen er geheirathet hatte, war ihr Herz verwundet und sie zog sich zurück. Sein guter Genius ermahnte ihn, die frühere Liebe seiner Frau wiederzugewinnen, aber nun verfehlte er fortwährend den rechten Weg, um dies zu erreichen. Zuerst zeigte er sich gleichgültig, dann nachsichtig, dann zärtlich, aber ohne Erfolg, und so wurde er endlich despotisch gegen Die, welche nichts verbrochen hatte, sondern nur ein Opfer seiner Selbstsucht war.

„Was war das Resultat?

„Die Phantasie der jungen Frau beschäftigte sich mit Anderem; ihr Herz suchte einen Gegenstand, an den es sich anschmiegen konnte und so wurde es dem Manne immer weniger möglich, ihre Neigung wiederzugewinnen.

„Was hat er nun eigentlich gethan?

„Er hat durch seine Heirath aus Berechnung eine reine und unschuldige Natur sittlich verdorben.

„Sein böser Genius kann zufrieden sein. Die Thränen der Guten werden gleichwohl in seiner Seele Reue und Unfrieden hervorrufen und kein Geld der Welt wird ihn von den Qualen des Gewissens zu befreien vermögen.

„Denke darüber nach und versuche zu ergründen, wie er handeln müßte, um den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

„Er hätte sich nicht gleichgültig zeigen müssen, nicht schwach nachgiebig, nicht despotisch und auch nicht gekünstelt zärtlich, da die durch die Verhältnisse mißtrauische Gattin in seiner unwahren Zärtlichkeit nur das Bestreben entdeckte, einen gewissen Vertrag aufgehoben zu sehen. Nein, er hätte gut sein müssen ohne Schwäche, freundlich ohne Anstrengung, dies zu zeigen, willensfest, ohne zu unterdrücken. Sein Streben müßte darauf ausgehen, die Achtung seiner Gattin zu gewinnen.

„Stände dieser Mann vor mir, dann würde ich ihm rathen, sofort sein Geschäft zu verlassen, und nach dem Badeort, an dem sich seine Frau aufhält, zu reisen. Sein Erscheinen würde die junge Frau überraschen und einen

vortheilhaften Eindruck auf sie hervorbringen. Sie sähe, daß er nicht so kaltsinnig ist, als sie bisher angenommen. Durch seine gesellschaftliche Stellung, durch sein vortheilhaftes Auftreten würde er überall beliebt und gern gesehen sein, was nie verfehlt, einen guten Eindruck auf ein Weib hervorzubringen; seine Gattin würde gezwungen, seine guten Eigenschaften anzuerkennen und ihre innere Verbitterung würde verschwinden, ohne daß sie selbst es merkte. Das erwachende Bewußtsein, daß er etwas Besseres ist, als ein eigennütziger Eisenmensch, würde ihre Liebe neu beleben und die beiden Gatten könnten werden, was sie nicht sind, glücklich. Es ist vergeblich, daß Andere ihr Interesse für ihn zu erwecken suchen, wenn er es selbst nicht thun will. ——

„Das Bad bekommt Esther sehr gut, sie zeigt sich munter und fröhlich, vergnügt sich aus Herzensgrund und scheint zum ersten Mal sich ihrer Jugend und Schönheit zu erfreuen. Sie ist sehr beliebt, ja die Beliebteste von allen Damen hier.

„Doctor Andreas Berg ist während der Badezeit hier angestellt.

„Er verließ mich so eben.

„Aus dem bleichen Jüngling ist ein kräftiger, stattlicher Mann geworden. Sein Auftreten erregt gleichzeitig Aufsehen und Theilnahme.

„Ich vermuthe, daß die Hütten gut stehen, die Walzwerke thätig sind und die Geschäfte blühen. Noch mehr zu schreiben, wäre langweilig, und ich schließe daher, um Esther entgegen zu gehen, die bald von einer Segelparthie zurückkehren muß.

Deine Schwägerin

Nanny."

Sie las den Brief noch einmal durch und dachte, als sie ihn zusammenfaltete:

„Wird er die Mahnung verstehen?"

Elftes Capitel.

Als der Brief Nannys zugleich mit einem anderen aus Kopenhagen in Lybo anlangte, war Erik verreist. Ludwig hatte mehrere Tage lang den Aerger, diesen und andere Briefe uneröffnet liegen zu sehen.

Der Anblick von Nannys Handschrift versetzte Ludwig in die übelste Laune. Er fand es ränkevoll und abscheulich, daß sie an seinen Bruder schrieb.

Erik war bei seiner Rückkehr kaum in die Thür des Comptoirs getreten, als ihm Ludwig Nannys Brief überreichte und sagte:

„Hier ist ein Schreiben von Nanny; es wird Dich freuen, besonders da Esther Dir noch nicht eine Zeile geschickt hat; aber Nanny hat wohl die Correspondenz übernommen. Das ist auch vollkommen in der Ordnung, da

sie auf dem besten Wege scheint, ihre Bemühungen, Dich und Esther zu trennen, mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Ludwig lachte laut auf.

Ohne zu antworten, nahm Erik die Briefe und ging nach dem Herrenhause.

Nach einer Weile suchte Ludwig ihn auf.

„Es ist auch ein Brief von unserer Stiefmutter dabei; es wäre mir angenehm zu wissen, ob sie hierher zu kommen beabsichtigt? Ludwig warf einen prüfenden Blick auf Erik. der Nannys Brief noch immer vor sich liegen hatte und über seinen Inhalt nachzudenken schien. Bei Ludwigs Worten blickte Erik hastig auf, und warf die Augen auf die übrigen unerbrochenen Briefe. Ein lebhafter Wechsel der Gesichtsfarbe ließ erkennen, daß es ihm unangenehm war, von dem Bruder dabei ertappt zu sein, daß er bisher nur von Nannys und von keinem andern Briefe Notiz genommen hatte."

Er ergriff eiligst den Brief aus Kopenhagen und erbrach ihn.

„Marianne hat wirklich die Absicht, sich in Schweden niederzulassen; sie wird uns bald besuchen, aber wann? sagt sie nicht; nur daß es geschieht, ehe das Laub ab-

fällt. Von Kopenhagen geht sie zuerst nach ihrem Geburtsort, dem schönen Blekinge.

Ludwig sah zufrieden aus.

„Hier ist es scheußlich langweilig und es wird in jeder Hinsicht ein Fest für uns, wenn Marianne anlangt. Wann kommt Esther heim?"

„Ich vermuthe in fünf Wochen," antwortete Erik. Es ist meine Absicht, hinzufahren und sie abzuholen.

„Ich glaubte, Du wolltest gleichfalls baden," sagte Ludwig ironisch; hast Du nicht auch die Entdeckung gemacht, daß Deine Gesundheit sich verschlechtert hat?

„Was ist Deine Absicht mit diesen Worten," fragte Erik ungeduldig.

„Dich aus Deiner Blindheit zu erwecken," erklärte Ludwig. „Du willst nach Marstrand fahren, um Nannys Gesellschaft zu genießen. Der Engel hat Dich wohl dazu aufgefordert und Du rennst auch sofort in die Schlingen. Wann wirst Du Nanny verstehen lernen und die Gewalt, welche sie über Dein Herz hat, vernichten? Siehst Du denn nicht ein, wie erbärmlich es ist, daß Du Dich als verheiratheter Mann von ihr beherrschen läßt? Du hast doch wahrlich auch Pflichten gegen Esther. Nannys

Plan ist deutlich. Sie hofft, wenn Du nach Marstrand kommst, eine Ehescheidung zu Stande zu bringen, und die Folge davon wäre, daß sie Deine Frau würde. Der Plan ist feiner angelegt als Du glaubst; aber man kann nicht zuviel von einem Weibe erwarten, das schon mit sechszehn Jahren Magnus heirathete, weil sie ihn für den Reichsten von uns Dreien hielt. Sie richtete es so schlau ein, daß zuletzt Papa sie selbst dazu überreden mußte. Gestehe, sie ist eine feine Diplomatin."

Erik hatte während Ludwigs Rede Mariannes Brief zwischen den Fingern gedreht und ihn aufmerksam betrachtet.

„Ludwig, Du thust Nanny Unrecht. Ich kenne und werde nie ein edleres Weib kennen lernen, als sie ist, obgleich auch ich in früheren Zeiten ihr mißtraut habe. Daß sie mich liebt, ist falsch, thäte sie das, dann hätte sie mich und nicht Magnus genommen; aus freier Wahl zog sie ihn vor, aber nicht, weil er reicher schien, sondern aus den edelsten Beweggründen; doch ich bitte Dich Ludwig, laß uns von diesem Thema abbrechen, das für mich gar zu traurig ist, und unglückselige Erinnerungen weckt, die ich aus meinem Gedächtnisse zu entfernen

wünschte. Ich reise morgen nach Marstrand, Du magst darüber sagen was Du willst.

„Sie hat Dich verachtet, dorthin zu kommen.“

„Ja, ihr Brief veranlaßt mich dazu, und nun kein Wort mehr darüber. Wir müssen den Rest des Tages zu nützlicheren Dingen, als zu derartigen Streitigkeiten verwenden.“

Erik erhob sich um zu gehen, als die Thür sich öffnete und eine Frau von herrlicher Gestalt und strahlender Schönheit auf der Schwelle erschien.

„Marianne! riefen die Brüder aus und eilten ihr entgegen. Sie ergriffen ihre Hände und Ludwig küßte mit Wärme ihre Linke, indem er sagte:

„Welche Freude, welches Glück, daß Du wieder hier bist.“

„Marianne, mir fehlen die Worte, um auszudrücken, was ich fühle,“ stammelte Erik in größter Erregung.

„Dank meine lieben Söhne für Eure herzliche Bewillkommnung; es ist erfreulich zu erfahren, daß Ihr mich mit Vergnügen wiederseht; aber Erik, ist es wahr, daß Deine Frau nicht zu Hause ist? Marianne heftete nun erst ihre Augen auf den ältesten Stiefsohn.

„Esther ist mit Nanny nach Marstrand und badet. Hat Nanny Dich nicht davon benachrichtigt?“ fragte Erik mit noch immer bebender Stimme.

„Das ist möglich, bester Erik, aber in solchem Falle habe ich den Brief nicht bekommen,“ antwortete Marianne. Dann wandte sie sich wieder zu Ludwig und fügte hinzu: „Und mein Söhnchen, willst Du Deine Mama nicht nach den Zimmern führen, die sie während ihres Aufenthalts bewohnen soll. Ich bin schrecklich müde, sehr durstig und sehne mich unbeschreiblich nach dem Mittagsessen.“

„Mama braucht nur zu befehlen, wo sie wohnen will, das ganze Haus steht zu ihrer Disposition,“ erklärte Ludwig munter.

„Dann gieb mir drei Zimmer in der oberen Etage und laß uns gehen, ich habe schon die Kammerjungfer und die Koffer dorthin geschickt, bin aber erst hieher gekommen, um Euch zu überraschen. Adieu auf ein Weilchen, Erik, sorge dafür, daß ich sobald als möglich diniren kann; damit bereitest Du Deiner Mutter ein großes Vergnügen.“

Marianne ergriff Ludwigs Arm und wandte sich zur Thür.

„Willst Du nicht Deine eigenen Zimmer bewohnen?“ fragte Erik etwas verlegen, sie sind noch in demselben Zustande, wie bei Deiner Abreise. Man hat sie während dieser Reihe von Jahren stets in Ordnung gehalten, so daß sie an jedem Tage von ihrer Eigenthümerin wieder in Besitz genommen werden konnten. Sie sind während Deiner Abwesenheit nie bewohnt worden.

„Mariannes Augen erglänzten wunderbar, sie lächelte, führte den rechten Zeigefinger an die Lippen und warf Erik einen Kuß zu, indem sie sagte:

„Ich bin Dir für Deine feine Aufmerksamkeit erkenntlich; mit Freuden beziehe ich meine frühere Wohnung wieder.

Sie verließ mit Ludwig das Zimmer. Erik warf sich auf einen Stuhl, preßte die Hand an die Stirn und murmelte:

„Ich muß reisen, ich kann, ich darf nicht bleiben; meine Pflicht, meine Ehre verbieten es mir. Er preßte die Hände zusammen und fügte mit verzweiflungsvollem Tone hinzu: mehr als mein Leben opfere ich, wenn ich jetzt gehe, jetzt da sie hier ist, und gleichwohl will ich

nicht bleiben. O Marianne, Marianne! Du ahnst nicht, welches Opfer ich Dir bringe!"

Marianne ahnte in der That nicht, daß Erik so außer sich war.

Auf Ludwigs Arm gestützt, stieg sie die Treppe hinauf, ohne daran zu denken, daß es etwas Anderes als Scherz und Freude in der Welt gäbe.

Lachend und plaudernd erreichten sie den Corridor der ersten Etage, wo Frau Grönbeck mit einem großen Schlüsselbunde in den Händen, ihre frühere, so innig geliebte Herrin erwartete.

„Guten Tag, liebe Frau Grönbeck," sagte Marianne. Hier bin ich nun, und Sie wollen mir, wie ich sehe, meine alten Zimmer geben. Dank für die verflossenen Zeiten, fügte Marianne mit ernsterem Lächeln hinzu, klopfte der alten Frau auf die Schulter und sah so seelengut dabei aus, daß die Augen der Frau Grönbeck sich mit Thränen füllten.

„Es ist doch etwas Anderes, die Frau des alten Herrn zu sehen, als die des jungen, dachte die alte Haushälterin, und öffnete die Thüren zu drei schönen Zimmern, welche Mariannes besondere Wohnung ausmachten."

Vor mehr als einem Dutzend Jahre waren sie tapezirt, meublirt und mit all dem Luxus eingerichtet worden, den ein reicher Mann entfalten kann, wenn er ein geliebtes Weib erfreuen will.

Frau Grönbeck hatte große Sorgfalt darauf verwendet, sie in Ordnung zu halten, und Marianne fand sie im besten Zustande. Gazefenster ließen die frische Luft hinein; Spiegel und Vergoldungen waren mit Flor überzogen und die Meubles mit Kattun bedeckt.

Die Rouleaux wurden aufgezogen und Frau Grönbeck erklärte, daß sie, während die Herrschaft zu Mittag aß, die Gardinen anstecken, und die Ueberzüge von Spiegeln, Stühlen und Kronen abnehmen würde.

Ludwig entfernte sich.

Man brachte die Reise-Effecten und das Kammermädchen bekam sofort zu thun, um ihre Herrin anzukleiden, nachdem diese sich mit einem Glase Himbeerwasser erquickt hatte.

Toilette zu machen, ist für eine schöne Frau keine Kleinigkeit, sondern etwas sehr Wichtiges. Marianne legte großen Werth darauf, so gekleidet zu sein, daß ihre Schönheit in der vortheilhaftesten Weise hervortrat.

Sie wußte, daß sie dreißig Jahre alt war und sich demnach nicht mehr in ihrer ersten Blüthezeit befand. Aber sie wußte auch, daß man, wenn man sie sah, nicht an ihr Alter dachte.

Als sie angekleidet war, öffnete sie das Fenster ihres kleinen Zimmers, zündete eine Cigarette an und setzte sich, um zu rauchen.

„Geh hinunter zu Frau Grönbeck und frage, wann das Mittagessen aufgetragen wird," befahl sie ihrer Kammerjungfer.

Allein geblieben, versank sie in Gedanken. Sie durchlief in der Erinnerung das Verflossene, und dies zeigte ihr so viele fröhliche, angenehme und glückliche Stunden, daß ein Lächeln das andere ablöste, und endlich folgende Worte über ihre Lippen gingen:

„Ich bin sehr glücklich gewesen und habe Grund, auch jetzt zufrieden zu sein. Er hat mein Andenken geehrt und ist seiner alten Neigung treu geblieben. Ein leichter Seufzer stahl sich aus ihrer Brust und sie flüsterte: Schade, daß er meines seligen Mannes Sohn, und daß Nanny vorhanden ist.

Es klopfte an die Thür. Ludwig fragte, ob er eintreten dürfe.

„Gern," antwortete Marianne und nickte dem Stiefsohne zu.

„Ist die Frau Mama sehr hungrig?" fragte er.

„Sehr," gestand Marianne lachend ein, und fügte, indem sie auf seinen schwarzen Frack zeigte, hinzu, „ich glaube, Du hast Dich umgekleidet, süßes Kind?"

„Es war ja Dein Wunsch, daß wir zu Mittag geputzt sein sollten; glaubst Du, daß wir irgend einen von Dir ausgesprochenen Wunsch vergessen hätten?"

„Ich sehe, daß Du derselben gedenkst," antwortete Marianne, „und dies machte mich innig froh."

Ludwig küßte ihre Hand.

„Erst in einer halben Stunde wird das Mittagessen fertig," nahm er wieder das Wort, „und wenn Du während dieser Zeit nicht vor Hunger sterben solltest, möchte ich Dich bitten, diese dreißig Minuten dazu anzuwenden, ein wenig über Erik zu schwatzen."

„Du weißt, daß ich einem unschuldigen Geschwätz nicht abgeneigt bin und ich vergesse gern meinen Hunger," entgegnete Marianne munter. „Was hat der arme Erik

gethan, daß Du ihn gleich nach meiner Ankunft bei mir verklagen mußt?"

„Er beabsichtigt morgen von hier abzureisen," antwortete Ludwig mit einigem Nachdruck.

„Es ist unmöglich, daß Erik reist, wenn ich nach mehrjähriger Abwesenheit ankomme," rief Marianne aus.

„Er ist eben beschäftigt, Alles zur Abreise vorzubereiten."

Marianne's Augen glichen einer dunklen Gewitterwolke, aus welcher zuckende Blitze hervorschießen.

„Und wohin reist er?"

„Nach Marstrand."

„Um seine Frau zu holen." Marianne's Antlitz hellte sich auf. „Das ist ja nur eine neue Aufmerksamkeit gegen mich."

„Die Reise war schon vor Deiner Ankunft beschlossen. Erik reist nicht, um Esther zu holen, sondern um Nanny zu treffen. Seine Liebe zu ihr hat sich eher gemehrt als gemindert. Sie beherrscht alle seine Gedanken und Gefühle, so daß seine Frau ihm höchst gleichgiltig ist.

Marianne stützte das Haupt und die Hand. Ludwig fuhr fort:

„Nanny hat ihm geschrieben. Sie hat ihn zur Reise aufgefordert. Marianne, Du hast stets einen großen Einfluß auf Deine Söhne ausgeübt, benutze ihn jetzt, Erik zum Bleiben zu bewegen. Er kann Esther schreiben, daß sie kommen soll. Nanny, welche der Seeluft und des Bades bedarf, mag dort bleiben."

„Ludwig fuhr fort das traurige Verhältniß zwischen Esther und Erik zu schildern; er sprach auch den Verdacht aus, daß Esther sich für Andreas interessirte. Wahrscheinlich mit Hilfe dieser Schwachheit für Andreas hoffte Nanny eine Scheidung zwischen Esther und Erik zu Stande zu bringen und endlich den Letzteren zu heirathen."

Auch daß Erik auf so schlechtem Fuße mit seiner Frau stand, hielt er für Nanny's Werk.

„Ich habe erst seit Kurzem die ganze Lage der Sache durchschaut," sagte er. „Während sich Nanny in Upsala befand, war Erik despotisch und mit Allem unzufrieden. Er schrieb zuweilen an Nanny und erhielt auch Antworten von ihr, die ihn meist stark erregten. Als sie wiederkam, wurde er sofort gut und freundlich gegen Alle und zu Hause froh und heiter. Auf Alles, was Nanny wollte, ging er ein und endlich kam diese mit dem Vorschlage,

mit Esther nach Marstrand zu reisen. Nanny ist schlau und wußte wohl, weßhalb sie Esther mitnahm. Du Marianne bist die Einzige, welche diese kläglichen Verhältnisse zum Bessern ändern kann. Aber da kommt ja die Nachricht, daß das Mittagsessen aufgetragen ist. Erlaube mir, Dich nach dem Speisezimmer zu führen."

Marianne stieg gedankenvoll die Treppe hinab, als sie aber in das Speisezimmer eintrat und Erik und den Ingenieur begrüßt, hatte ihr Angesicht wieder den gewöhnlichen fröhlichen und sorglosen Ausdruck angenommen. Beim Essen herrschte die größte Lebendigkeit. Marianne verstand es, Scherz und Munterkeit um sich zu verbreiten. Sie aß und trank mit großem Appetit und schien sogar gern zu essen, aber ohne daß ihr dies schlecht anstand.

Erik konnte ebenso wenig wie die Anderen ihrem belebenden Einflusse entgehen und wenn er auch nicht so aufgeräumt war, wie Ludwig und der Ingenieur, so drängte der augenblickliche Genuß doch alle kummervollen Gedanken zur Seite.

Als Erik seine Stiefmutter in den Salon führte, fand sie dort zwei ihrer Jugendfreundinnen, welche Erik aus

Stadt X. hatte herbeiholen lassen, um ihr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Gegen Abend kamen Roman, der alte Gunnar und einige der intimsten Freunde des alten Malmberg. So war schon am ersten Abende, den sie auf Lybo zubrachte, eine kleine auserlesene Gesellschaft versammelt, um ihr Aufmerksamkeiten aller Art zu erweisen und ihre Freude über ihre Wiederkehr an den Tag zu legen.

Nach Ludwig's Behauptung war dieser Abend der fröhlichste, den man seit Marianne's Abreise verlebt hatte.

Marianne saß außen auf der Terrasse und rauchte. Die Gäste waren davon gefahren und die dem Hause Angehörigen hatten einander eine gute Nacht gewünscht und waren in ihre Zimmer gegangen.

Ihr Haupt gegen die Lehne des Stuhles stützend, folgte sie den Rauchwolken der Cigarette und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, dem Brausen der Wasserfälle und dem Rauschen des Waldes? Durchaus nicht. Ihr Ohr fing vielmehr den Klang von Erik's Schritten auf, der im Salon noch immer auf und abwanderte.

Die Fenster standen offen, aber die hohe Brüstung

verhinderte es, daß Marianne von dem innen Wandernden bemerkt wurde.

Die Cigarette war zu Ende, die Wanderung nicht. Marianne begann die Melodie eines alten Fischerliedes, das sie in früheren Tagen gern zu singen pflegte, laut zu pfeifen.

Bei den ersten Tönen hörten die Schritte im Salon auf, die Glasthüren wurden geöffnet und Erik trat heraus. Er näherte sich Marianne, die ohne sich zu rühren und scheinbar ohne ihn zu bemerken fortfuhr zu pfeifen.

Erik blieb vor ihr stehen. Ihr goldgelbes Haar fiel frei und zwanglos über Hals und Schultern. In ihrem faltenreichen Cachemir-Ueberwurf glich sie einer griechischen Göttin. Man hätte sie Stunden lang betrachten können, ohne müde zu werden. Auch Erik blieb unbeweglich, bis ihr Auge auf ihn fiel.

Sie richtete sich auf und lächelte.

„Du findest mich, bester Erik, meiner alten Gewohnheit treu; nach dem Souper muß ich rauchen und träumen.“

„Daß Du Dir stets vollkommen gleich bist, macht einen Deiner angenehmsten Vorzüge aus,“ sagte Erik, „und es ist ein Glück für mich, daß Du heute noch im Garten

geblieben bist. Ich hätte sonst abreisen müssen, ohne Dir erklären zu können, weshalb ich mich am Tage nach Deiner Ankunft entferne."

„Sollen wir damit anfangen, womit wir geendigt haben, mit Erklärungen, die niemals zur Klarheit führen," rief Marianne laut lachend aus. „Nein, Erik, ich bitte Dich, laß die Erklärungen bis auf Weiteres. Du willst reisen —" Marianne reichte ihm die Hand — „aber es ist noch nicht abgemacht, daß ich Dir erlaube, mich zu verlassen."

„Dann müßte ich ungehorsam sein," sagte Erik, „dem es viel Mühe verursachte, diese Worte über die Lippen zu bringen.

Marianne ließ ihre Hand in der seinigen, welche leise zitterte.

„Ungehorsam gegen mich!" Sie sah ihn an. Erik wandte sein Haupt ab.

„Ich reise, um meine Gattin zu holen," stammelte er.

„Oder richtiger, um Nanny zu treffen," fiel Marianne ein.

„Marianne, welche Beschuldigung! Du kennst Nanny

und weißt, daß, wenn sie mich bittet, zu kommen, dies geschieht, weil sie es für meine Pflicht hält."

„Also Nanny hat Dich wirklich gebeten, nach Marstrand zu reisen; aber mein Gott, es wäre doch einfacher, Deine Frau holen zu lassen, als die Höflichkeit gegen mich, Deinen Gast, aus den Augen zu setzen."

„Ich werde sie mitbringen und mich beeilen, wieder heimzukehren."

„Ich bitte Dich, Erik, reise nicht. Gieb Ludwig den Auftrag, zu Esther zu fahren. Kannst Du, der liebste meiner Stiefsöhne, meine erste Bitte abschlagen? Das kannst Du nicht, besonders da die Erfüllung derselben in Deinem eigenen Interesse liegt."

„Meine gute Marianne, verzeihe, wenn ich Deine Bitte nicht erfülle. Ich muß reisen, meine Ehre gebietet es.

Erik sagte diese Worte in einem achtungsvollen, aber entschiedenen Tone. Marianne wandte den Kopf und sagte:

„Wir wollen nicht weiter davon reden. Ich verstehe Dich und beklage, daß zwischen Dir und Nanny noch immer das alte Verhältniß besteht. Nanny's Macht ist

dieselbe, die sie früher war. Sie sollte sie jedoch nicht so mißbrauchen, wie sie thut."

Marianne erhob sich, reichte ihm von Neuem ihre Hand, wünschte ihm eine glückliche Reise und ging in das Haus.

Erik seufzte:

„Nanny, Nanny! Wie soll ich jemals gut machen, was ich an Dir Böses gethan habe? — Niemals! Aber ich will Dir gehorchen und ihr ungehorsam sein."

Zwölftes Capitel.

Es giebt Naturen, die körperlich und geistig so glücklich ausgerüstet sind, daß Nichts sie beunruhigt, Nichts sie stört. Zu diesen gehörte Marianne.

Sie schlief so ruhig wie immer, obgleich sie schlecht gelaunt zu Bett gegangen war.

Es gehörte nicht zu ihren Schwachheiten, sich lange von unangenehmen Gefühlen beherrschen zu lassen; eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften war vielmehr ihre stets gleiche Ruhe und Heiterkeit.

Sie stand am folgenden Morgen frühzeitig auf und ließ sofort fragen, ob Erik schon abgereist sei.

„Noch nicht," lautete die Antwort, „aber die Pferde sind vorgespannt."

Eiligst kleidete sich Marianne in eine einfache Morgentracht und ging in den Garten.

Erik war noch nicht abgereist.

Sie schlug die Richtung nach dem Parke ein, ging durch denselben, so daß sie auf der Ostseite desselben unterhalb der Hüttenwerke, da, wo er an die Landstraße grenzte, herauskam. Sie überschritt die Straße und ging zum Ufer des Flusses, neben welchem sie sich hinzog, hinab. Hier setzte sie sich und lauschte mit schalkhaftem Lächeln auf jedes Geräusch.

„Nun, meine theure Nanny, wollen wir sehen, ob es Marianne nicht ein Mal in ihrem Leben gelingen soll, Dich zu überlisten. Du hast mir stets den Sieg entrungen, wenn ich ein Ziel erreichen wollte, das Dir nicht zusagte. Dieses Mal aber soll es Dir nicht glücken, denn ich habe den Vortheil, auf dem Kampfplatze zu sein, während Du entfernt bist."

Wagengerassel ließ sich hören. Als der Wagen so nahe war, daß sich Marianne überzeugen konnte, es sei Erik's, fing sie an zu rufen und mit dem Taschentuch zu winken.

Der Kutscher hielt an, wandte sich und sagte einige Worte zu seinem Herrn. Kaum hatte Erik Marianne gesehen, so war er aus dem Wagen und an ihrer Seite.

„Du bist schon so früh ausgegangen, Marianne?" fragte er. „Hast Du Etwas zu befehlen?" Er stand mit entblößtem Haupte vor ihr.

„O, mein Freund, Du mußt mich nach Hause führen; ich habe meinen Fuß verrenkt." Sie suchte sich mühsam zu erheben und spielte ihre Rolle so gut, daß es wirklich aussah, als würde es ihr sehr schwer, zu stehen, und sie deshalb gezwungen war, sich wieder zu setzen.

„Mein Gott, was ist das?" rief Erik erschreckt aus und umfaßte sie. „Du hast Deinen Fuß sehr schwer verletzt, wie ich bemerke.

Marianne gab dies mit einem Lächeln, welches ihren Schmerz verbergen sollte, zu.

„Das ist die Strafe dafür, daß ich mich hierher begab um in der Stille des Morgens mich in die Zeiten zurückzuträumen, da dies einer meiner Lieblingsplätze war und Du so oft kamst, um mich abzuholen, wenn ich das Wiederkehren ganz vergessen hatte. Ungewohnt zwischen Steinen und Geröll zu gehen, stolperte ich, fiel, der Fuß knickte um und ich blieb hier sitzen. Jetzt ist es das Schwerste, nach dem Wagen zu kommen."

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Erik sie auf den

Arm, trug sie nach dem Wagen und setzte dort seine durchaus nicht leichte Bürde nieder.

„Kehr um und fahre nach Hause," befahl er.

Spornstreichs ging es heim. Marianne wurde in ihr Zimmer getragen und Erik selbst fuhr zum Doctor, der eine halbe Meile entfernt wohnte.

Als der Arzt bei Marianne eintrat, ruhte sie auf dem Sopha. Sie verabschiedete ihr Kammermädchen, bat den Doctor, gefälligst die Thür abzuschließen und reichte ihm dann die Hand, indem sie sagte:

„Lieber Doctor, Sie waren in früheren Tagen mein bester Freund und ich rechne darauf, daß Sie es noch sind."

„Bis zum Tode," erklärte der ziemlich bejahrte Arzt mit Eifer.

„Nun wohl; mein Fuß ist nicht verletzt; aber ich mußte dies vorgeben, damit Erik seine Reise nach Marstrand aufschiebt, wo seine Frau und Nanny baden. Sie kennen die Verhältnisse und werden einsehen, weßhalb ich dieser Reise entgegenarbeite. Ich wünsche, daß Esther herbeigeholt wird, daß aber Erik hier bleibt. Sie verstehen mich und finden, daß mein Fuß längerer Ruhe bedarf, nicht wahr?"

„Vollkommen; aber ich fürchte, daß Ihr Fuß kein hinreichendes Hinderniß abgeben wird, um Erik von seiner Reise abzuhalten," wandte der Doctor ein.

„Ich glaube das Gegentheil. Bei der Freundlichkeit meiner Stiefsöhne gegen mich, wird es Erik nicht einfallen, fortzureisen und mich der Einsamkeit zu überlassen; er wird vielmehr schleunigst Jemand absenden, um Esther zu holen. Kommt sie allein hierher, wird es mir nicht schwer fallen, das Verhältniß zwischen dem Ehegatten inniger zu gestalten, als es jetzt zu sein scheint."

„Das wird Ihnen sicherlich gelingen, wenn nur die Frau Hauptmann nicht mitkommt. Ihre Gegenwart ist stets Unglück bringend gewesen."

Der Arzt und Marianne setzten ihre Unterhaltung noch einige Zeit fort. Der beschädigte Fuß wurde verbunden und der Arzt erklärte, daß sich Marianne wenigstens ein Paar Wochen lang ruhig verhalten müsse. Er hielt die Gegenwart der Hausherrin für sehr wünschenswerth, um die Kranke zu zerstreuen und zu verhüten, daß sie sich zu Tode langweile.

Eriks Reise wurde abbestellt. Er schrieb an Esther und bat sie, sofort Marstrand zu verlassen, weil sich

Marianne krank auf Lybo befände. Der Verwalter sollte sie an einem bestimmten Tage mit einem Wagen in S — erwarten.

Als der Brief abgesandt war, ging Erik zu Marianne. Er sah düster aus; vergeblich suchte er seine Bekümmerniß unter einer angenommenen Fröhlichkeit zu verbergen.

Erik that Alles, um Marianne zu zerstreuen. Er brachte den größten Theil des Tages bei ihr zu, las ihr vor, musicirte und erzählte. Er war nur dann im Comptoir, wenn Besuche kamen, wenn Ludwig oder ein Gast seinen Platz bei der Patientin einnahm.

Die beiden Brüder wetteiferten in Versuchen, Mariannes Wünsche zu errathen und was ihr Freude machen konnte, zu ersinnen. Ihr Zimmer wurde an jedem Morgen mit frischen Blumen geschmückt. Erik ließ seltene Früchte aus der Hauptstadt kommen und that Alles, was in eines Menschen Vermögen steht, um die Langeweile von dem sogenannten Krankenzimmer fern zu halten.

Die Zeit verfloß und auch der Tag kam heran, an welchem Esther auf Lybo eintreffen mußte. Stündlich erwartete man die Ankunft der jungen Frau, aber Niemand sah ihr anders als mit vollkommener Gleichgiltigkeit ent-

gegen. Esther hatte es nicht verstanden, sich beliebt zu machen.

Doch dieser Tag und auch der folgende verging ohne daß der Wagen zurückkehrte. Am Abend des dritten endlich langte die Equipage an und mit ihr der Verwalter, aber nicht Esther. In G— hatte der Verwalter drei Dampfschiffe abgewartet und als Esther auch mit dem letzten nicht gekommen war, hatte er seinen Entschluß gefaßt und den Heimweg eingeschlagen.

Allgemeine Verwirrung.

Hatte Esther Eriks Brief nicht erhalten?

War ihr Etwas zugestoßen oder was konnte die Ursache ihres Nichterscheinens sein?

Man erschöpfte sich in Vermuthungen.

Marianne erklärte sich ihrer „Schwiegertochter" wegen beunruhigt.

Sie meinte, Ludwig müsse nach Marstrand reisen; als aber am Abend Roman nach Lybo kam, übernahm dieser es, zu fahren und seine Tochter abzuholen, falls mit der nächsten Post keine Nachricht einliefe.

Am nächsten Tage aber kam ein Brief folgenden Inhalts von Esther an:

„Bester Erik!

Ich halte Dein Verlangen, sofort Marstrand zu verlassen, für unbillig, da Nanny sich nicht wohl fühlt. Ich denke hier zu bleiben, bis sie vollkommen gesund und die Badezeit vorüber ist.

Ich lege einige Zeilen für Deine Stiefmutter bei und appellire an ihr schwesterliches Gefühl, daß sie mir verzeihen und es ganz in Ordnung halten wird, wenn ich wünsche, Nanny auch ferner pflegen zu dürfen. Sicherlich wird sie, die von Allen als so gut geschildert wird, für mich ein freundliches Wort bei meinem Manne einlegen.

Grüße meinen geliebten Vater von seiner

ergebenen Tochter

Esther."

Erik kochte das Blut in den Adern, als er diesen Brief, auf dessen Inhalt die Anwesenden sichtlich neugierig waren, durchlas.

Nun? fragte schließlich Roman und brach sein Gespräch mit Marianne ab.

Erik gab ihm Esthers Brief und reichte Marianne ein kleines beigeschlossenes Billet.

„Esther wünscht Nanny zu pflegen, da diese unwohl ist," sagte er und verließ das Zimmer.

Roman las das Schreiben seiner Tochter und erhielt ein nicht sehr fröhliches Aussehen. Er faltete den Brief zusammen und sagte:

„Esther ist ein gutes, aber verzogenes Kind, dem wir nicht zürnen können, fiel Marianne ein, nachdem sie ihr Billet durchgesehen hatte. Ihre Herzensgüte spricht sich darin aus, daß sie die Pflegerin meiner armen Schwester sein will. Wie bedauerlich, daß ich nicht zu Nanny eilen kann.

Ludwig trommelte auf die Fensterscheibe und sah ganz grimmig aus. Nach seiner Meinung hatten Esther und Nanny für ihre Künste Prügel verdient.

Als er etwas später mit Marianne allein war, konnte er sich nicht enthalten zu äußern:

„Glaubst Du, daß Nanny krank ist? Ich glaube es nicht, sondern daß das Ganze eine Finte ist, um Esther von der Heimkehr abzuhalten und Erik zur Reise nach Marstrand zu zwingen.

Marianne antwortete Nichts.

Nach diesem Tage schien man auf Lybo übereinge-

kommen zu sein, nicht mehr von Esther zu reden, sondern sich ohne sie zu zerstreuen, das heißt Marianne zu zerstreuen.

Täglich kamen Besuche.

Alle Welt wünschte lebhaft, über Marianne's Befinden Auskunft zu erhalten und deshalb machte man einen Besuch nach dem andern. Die Pastorin Granelius gehörte zu Denen, die es für ihre Pflicht hielten, wenigstens ein Mal wöchentlich Lybo heimzusuchen. Tante Manuella war gleich gewissenhaft.

Beide wurden von Tag zu Tag von Marianne immer mehr entzückt. Sie lauschte so aufmerksam auf ihre Erzählungen und hatte gegen ihre Beobachtungen und Wahrnehmungen nie Etwas einzuwenden. Sie war ein Engel, das war eine ausgemachte Sache und es schien ganz natürlich, daß der Herr des Hauses fast den ganzen Tag bei seiner liebenswürdigen Stiefmutter zubrachte und ihr Gesellschaft leistete.

Dagegen läßt sich nicht das Geringste einwenden, lautete das Gutachten der Frau Pastorin.

Ende des zweiten Bandes.

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Zimmerstr. 96.







Digitized by Google

